



I

Den 22. August.

**D**as war ein Abschied! Du machst dir keine Vorstellung davon, liebe Hedwig. Wochen vorher dachte ich mit Schrecken daran; aber ich hatte doch keine Ahnung, wie ich mit allen Tässern meines Wesens an dem lieben Kloster hing.

Oft hat man mich bedauert, daß ich eine Waise sei. Mutterliebe muß ja auch etwas Einziges sein; und doch — ich könnte nicht sagen, daß ich sie je entbehrt hätte. Wie wäre es auch möglich, umgeben von so viel Liebe und Fürsorge, wie ich es war! Das Kloster war mein Heim. Manchmal nur, wenn der Frühling kam, wenn alles grünte und blühte, wenn der Schnee auch auf den fernen Bergen schmolz, dann flog mein Blick wohl sehnsuchtsvoll über die hohe



Klostermauer hinaus in all' den blauen Duft; ein unwiderstehliches Verlangen kam über mich, auch einmal hinein zu wandern in die schöne, weite, herrliche Welt. Aber schon der bloße Gedanke an eine Trennung von den lieben Menschen, welche diese Mauer umschloß, brachte bald diesen Wunsch zum Schweigen. Ich suchte dann ein schattiges Plätzchen des Klostergartens auf, wo alte, hohe Bäume mir die lichte Ferne deckten, und alles war wieder gut.

Jetzt fliegt die einst ersehnte schöne Welt an mir vorüber; aber ich sehe sie nur durch Thränen. Du wirst wohl kaum lesen können, was ich schreibe, so rollen sie immer auf's Papier und verwischen die matten Bleistiftstriche noch ganz und gar. Aber ich muß meinem gepreßten Herzen Luft machen.

Wie fühle ich mich allein, — wie mutterseelen allein! . . . Und nun unter all' die fremden Menschen, die ich früher nie gesehen. Der Onkel besuchte mich zwar vor Jahren, als er für einige Monate von Indien nach Europa gekommen war; aber ich weiß nicht mehr, wie er aussieht. Es ist wahr, er ist der Bruder meines Vaters; aber auch den kannte ich ja nicht. Von der Tante, die noch dazu protestantisch ist, sah



ich nicht einmal eine Photographie, und meine Cousine wird gewiß ein recht verwöhnter, übermüthiger Backfisch sein.

Dort nun, wo sicherlich kein Herz mir sympathisch entgegen schlägt, soll ich zwei Jahre meines Lebens verbringen! Sag' mir nur, wie soll ich das aushalten? Ich weiß es wirklich nicht. Warum mußte mein Vater diese Bestimmung treffen! Ist es denn Pflicht, einem Todten unter allen Umständen zu gehorchen, auch wenn es einem so schwer wird? Ich kann es nicht glauben. Schon voriges Jahr schrieb mein Onkel, ich solle kommen; aber da gelang es meinen inständigen Bitten, ihn sowohl wie die liebe, gute Oberin zu überreden, mir noch ein Jahr im Kloster zu gönnen. Jetzt aber verlangte auch die Oberin auf das entschiedenste, daß ich den Wunsch meines verstorbenen Vaters erfülle. Zwei Jahre — eine lange Zeit! Aber auch sie geht vorüber.

Dann bin ich frei — und was ich mit meiner Freiheit mache, o, ich weiß es! Siehst du, Hedwig, wenn ich je daran gezweifelt habe, ob es mein Beruf sei, Nonne zu werden, diese letzten Tage haben jede Spur eines Zweifels verschluckt. Ich bin ganz sicher, daß Gott mir diesen Lebens-



weg vorgezeichnet hat. Du glaubst nicht, wie trostvoll diese Klarheit in all' meinen Schmerz hineinleuchtet.

Zwei Jahre, zwei Jährchen — so oft ich es mir vorsage, scheint die Spanne Zeit mehr zusammen zu schrumpfen. O Hedden, Herzenskind, mit gleichen Füßen springe ich dann in's Kloster — das wird ein Jubel werden! Die lieben Schwestern, alle wollen sie für mich beten — auch die Oberin. Du weißt, wie engelhaft sie ist; der kann der liebe Gott nichts abschlagen. Sie drückte sich nur etwas anders aus und sagte, indem sie mich mit ihren großen, frommen Augen ernst ansah: „Ich will ihn herzlich bitten, Elisabeth, daß er dich stets das Rechte finden lasse. Sei ihm treu, mein Kind. Er spricht oft sehr leise: verschließe ihm nie dein Herz.“

Heute ist es mir unmöglich, dir alles zu schreiben, was sie mir noch am letzten Abend sagte; wenn ich nur daran denke, füllen meine Augen sich gleich wieder mit Thränen. Ein andermal vielleicht, wenn ich ruhiger geworden bin. . . .

Nein, wie die Kinder der untern Klassen alle weinten, diese herzigen Dinger! Auch die andern Pensionairinnen wußten sich kaum zu trösten. Am



schwersten ward mir natürlich der Abschied von den Schwestern. Selbst die gute Schwester Fidora, die Küchenschwester, wischte sich mit ihrer blauen Schürze die dicken Thränen aus den Augen, während ich ihre breite, schwielige Hand drückte. „Sie kochen mir doch noch manches Klosterküppchen,“ tröstete ich sie; „in zwei Jahren komme ich wieder.“ Erfreut lächelte sie und sagte: „Ach ja, Fräulein Elisabeth, Sie gehören doch zu uns.“

Vorgestern war ich auch eine ganze Stunde bei dem Dechanten. Er sprach so rührend schön, gab mir viele gute Ermahnungen und machte mich auf die Gefahren aufmerksam, die das Leben in der Welt mit sich bringt. Aber ich bin nicht ängstlich. „Ich werde sie alle bestehen,“ sagte ich muthig. „Das hoffe ich zu Gott, liebe Elisabeth,“ erwiderte er; „vergiß nie, daß unsere Stärke nur in seiner Gnade wurzelt. Sei demüthig und bete viel. Sei liebevoll gegen Andersgläubige, und stehe fest in deinem Glauben. Was du auch gegen die Kirche hören wirst: sei versichert, auf ihrer Seite ist nie der Irrthum.“

Meine Augen schmerzen mich, ich kann nicht mehr schreiben; es ist mir so wüß im Kopfe. Aber es war mir eine rechte Wohlthat, mich bei dir auszusprechen, du liebes, gutes Herz. Viel-



leicht kann ich jetzt ein wenig schlafen; bisher ging es nicht: ich fing immer wieder an zu weinen, so daß ich mich wahrhaft vor den Menschen schäme, die mit mir im Wagen sitzen. Ich nahm meinen Rosenkranz aus der Tasche und wollte beten, bemerkte aber, daß der Herr, welcher mir schräg gegenüber seinen Platz hat, mit spöttischer Miene über seine Zeitung und Brille hinwegjah und mich beobachtete, während eine ältere Dame herablassend zu mir sagte: „Sie kommen wohl aus einem Kloster, liebes Kind?“ Ihre Art verdroß mich sehr. Sie erhielt auch keine allzu freundliche Antwort; ich sagte ihr, daß ich zwar aus einem Kloster käme, aber die oberste Klasse durchgemacht hätte. Meinen Rosenkranz steckte ich jedoch ein; ich wollte doch nicht zur allgemeinen Belustigung dienen.

Wenn du diesen Brief erhältst, bin ich schon einen ganzen Tag in meiner neuen — Heimath, hätte ich fast gesagt; aber es wird wohl so recht das Gegentheil von dem sein, was andere Menschen mit diesem Worte bezeichnen. Doch es muß sein. Gott helfe mir!

Bete für deine tief unglückliche

Elisabeth.



Villa Malta, den 30. August.

Schon acht Tage bin ich hier, und noch habe ich dir keinen Gruß gesandt, keinen Dank für deinen lieben, tröstenden Brief.

Ich kann mir denken, wie gespannt du sein wirst, von meinem neuen Leben zu hören. Alles kommt mir noch so ungewohnt, so fremd vor, daß ich oft nicht weiß, ob ich wache oder träume. Manches fand ich ganz anders, als ich erwartet hatte; ja, es wurde mir manchmal schwer, die bessere Wirklichkeit mit meinem trüben, fast eigensinnig hastenden Phantasie-Gebilde zu vertauschen. Doch ich will die allgemeinen Bemerkungen bei Seite lassen und dir genau von vorn erzählen.

Als der Zug in den Bahnhof von Frankfurt einlief, schaute ich gleich zum Fenster hinaus, ob jemand da sei, um mich abzuholen. Ich konnte aber unter den vielen Menschen niemand entdecken, der sich nach mir umsah. Nachdem der Herr, von dem ich dir geschrieben, mir mein vieles Handgepäck herunter gereicht hatte, wandte ich mich etwas ungeschickt rückwärts aus dem Wagen, als eine sanfte Stimme fragte: „Elisa-



beth?" „Ja — Agnes?" „Die bin ich," erwiderte ein schlankes junges Mädchen, indem sie mir gleich einige Sachen aus der Hand nahm und einem Diener winkte. Nachdem dieser alles in Verwahr genommen und auch mit dem Gepäcklein betraut worden, drückte Agnes mir warmherzig die Hand und sagte: „Du hast uns lange warten lassen; ich habe mich so sehr auf dein Kommen gefreut."

Mir war es unmöglich, den freundlichen Gruß ebenso zu erwidern; ich sagte daher nur: „Der Abschied vom Kloster ist mir gar schwer geworden; du weißt, es war meine Heimath."

„Ach, das kann ich mir so gut denken," sagte sie, „obgleich ich niemals in einem Kloster gewesen bin."

Als wir nun im Wagen, einem prächtigen Landauer, neben einander saßen, fand ich erst Ruhe, meine Cousine genauer zu betrachten. Das Landhaus meines Onkels liegt eine Stunde von der Stadt entfernt, und wir hatten die beste Zeit, mit einander zu plaudern.

Recht tief schaute ich ihr dabei in die großen, dunkeln Augen, die einen so eigenthümlichen Glanz haben, wie ich ihn nur ein Mal bei einem Zigeunerknaben sah.



Agnes ist sechszehn Jahre alt, mittelgroß, mager, aber gar nicht eckig. Ein einfaches weißes Kleid schloß knapp um ihre zarte Gestalt; den Kopf bedeckte ein runder Strohhut. Ihre Gesichtsfarbe ist gelblich, fast dunkel, und keine Spur von Röthe zeigt sich auf den Wangen. Die Nase ist ein wenig nach oben gerichtet, was dem Gesichtsausdrucke etwas Kindliches gibt. Fein geschnittene Lippen schließen sich über blendend weißen Zähnen; um den Mund liegt ein Zug von Liebreiz und Unschuld, der sich nicht beschreiben läßt. Das lange, blauschwarze Haar trägt sie ganz aus der Stirne gekämmt und hinten in einem dicken Bopfe aufgesteckt.

Aus der Unterhaltung merkte ich bald, daß sie durchaus nicht das oberflächliche Mädchen ist, welches zu finden ich gefürchtet hatte. Ihre Herzlichkeit ist voll Freimuth und doch nicht ohne Zurückhaltung. Wenn man mit ihr spricht, so zögert sie oft lange mit der Antwort, als müsse sie das Gehörte nochmals überdenken; dann aber redet sie mit großer Lebhaftigkeit.

Das Landhaus ist reizend auf einer kleinen Anhöhe gelegen, mitten in den schönsten Parkanlagen.



Mein Onkel stand in der Thüre, um mich zu begrüßen; und wirklich, seine eigene Tochter hätte er nicht herzlicher in die Arme schließen können. Dann wurde ich durch einige sehr elegant eingerichtete Räume geführt bis in das Wohnzimmer, wo die Tante, vor der ich mich am meisten gefürchtet, meiner harrete.

Aus einer Fensternische trat eine blendend schöne Erscheinung auf mich zu. „Willkommen in unserm Hause, liebe Elisabeth,“ sagte sie und hauchte einen Kuß auf meine Stirne. Dann legte sie den Arm um meine Schulter und führte mich zu einem Sessel. Sie fragte mich nach der Reise, nach meinem Befinden, nach dem Kloster; ihre Art zu fragen hatte etwas so ungemein Gewinnendes, daß mir die Antwort wie von selbst auf die Lippen kam. Agnes hatte mir Hut und Mantel abgenommen. Ich saß lange meiner Tante gegenüber und vergaß Müdigkeit, Kummer, Furcht: alles, was mich den Tag über geplagt hatte. Während ich ihr antwortete, staunte ich immer wieder den schönen, röthlich blonden Tituskopf mit den dunkeln Augen an. Hatte mir der Empfang des Onkels wohlgethan, so bezauberte mich das Wesen der Tante.

Als ich aber am Abend allein in meinem



Zimmer war, wurde mir wieder recht weh um's Herz. Mein Kloster . . . mit all' den lieben Menschen! Wann werde ich den Abschied überwinden? Niemals! Doch ich brauche ihn ja nicht zu überwinden, ich muß nur aushalten: zwei Jahre, und dann —

Ich bin zu ausführlich gewesen, daher hast du nur von meinem Empfang gehört; im nächsten Briefe über mein Leben.

Bete für mich, liebe Hedwig!

Wie immer

Deine Elisabeth.

### 3

Den 20. September.

Du machst dir keine Vorstellung von der Pracht, welche mich hier umgibt. Es kommt mir immer vor wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Die herrlichen Säle, deren Spiegelwände von schlanken Marmorsäulen unterbrochen werden, strahlen des Abends, wenn Gesellschaft ist, in einem Lichtmeer, so daß ich, als ich sie das erste Mal betrat, ganz schwindelig davon wurde. Dann die kleinen Salons, Boudoirs und



Wohnzimmer, theils belebend durch leuchtende Eleganz, theils beruhigend durch tiefe, dunkle Farben, sind mit so glänzendem Parquet gedeckt, daß man sein eigen Bild im Boden sieht, oder mit dicken Smyrna-Teppichen belegt, auf denen kein Tritt gehört wird und die Menschen geräuschlos dahin schweben wie Geister. Endlich der sogenannte Wintergarten, wo wir jetzt frühstücken, da es Morgens schon zu frisch ist, um auf der Veranda zu sitzen: ein wahrer Palmenhain, wo man nur durch die Glaskuppel, die ihn überdacht, an ein künstliches Gebilde gemahnt wird. Wasser rieselt über bemooostes Gestein; weiße Marmor-Gruppen schimmern durch das dunkle Grün exotischer Gewächse; bunt befiederte Papageien wiegen sich auf ihren Stäben, während ein Affe seine gelenkigen Glieder an einem markigen Stamme versucht. Dazu kommt ein berausgender Drangenduft, der mir die ersten Tage tüchtige Kopfschmerzen verursachte. Jetzt bin ich aber daran gewöhnt, und es ist mir sogar eine Wonne, ihn einzuathmen; denn er wirkt lieblich anregend auf meine Phantasie.

Anfangs habe ich gedacht, ich könnte mich irgendwie im Hauswesen nützlich machen; ich vermuthete sogar, man würde mir bestimmte Pflich-



ten übertragen. Das war aber ein großer Irrthum. Als ich die Tante bat, mich anzustellen, sagte sie: „Nein, liebe Elisabeth, du sollst jetzt dein Leben genießen. Um die Kleinigkeiten des Daseins brauchst du dich nicht zu kümmern, dafür ist die Dienerschaft da.“ Es gibt auch wirklich eine solche Anzahl dienstbarer Geister hier im Hause, daß ich noch jetzt nicht alle kenne; ab und zu taucht noch ein mir unbekanntes Gesicht unter ihnen auf. Dabei geht alles wie an unsichtbaren Fäden. Jeder hat nur ganz wenig zu thun; so kann er das wenige vollkommen leisten. Meine Tante allein hat drei Personen zu ihrer Bedienung. Agnes hat ihre Wärterin aus Indien mitgebracht: eine Schwarze, Sykora genannt, auf die sie große Stücke hält. Auch mir wurde gleich eine Kammerjungfer zugewiesen.

Jeden Donnerstag ist *jour fixe*; dann kommt viel Gesellschaft aus der Stadt, um den Abend hier zu verbringen. Herren und Damen, Militair und Civil, Künstler und Gelehrte, alles ist vertreten. Ich war nur ein Mal dabei: so etwas paßt nicht für mich.

Nun habe ich dir beschrieben, wie es um mich herum aussieht; aber von dem eigentlichen Mittelpunkt all' dieser Herrlichkeit, von meiner Tante,



habe ich dir noch kaum gesprochen. Was ich dir aber auch über sie sagen könnte, würde doch nur wie ein Schattenbild der Wirklichkeit sein.

Wie eine Fee schwebt Tante durch die erleuchteten Säle. Sie ist so hoheitsvoll, so unnahbar, und doch bannt sie durch ihre Liebenswürdigkeit alles in ihre Nähe. Sie spricht mit Nachdruck, aber leise, wie jemand, der gewöhnt ist, daß auch der geringste Tonfall nicht unbeachtet bleibt. Meist sind ihre Augen, während sie spricht, halb geschlossen, um sich dann plötzlich groß und glänzend zu öffnen wie Sonnenaufgang.

Künstler staunen ihre Schönheit an, Gelehrte ihren Geist; alles aber huldigt dieser wahrhaft seltenen Frau. Entspinnt sich eine gelehrte Disputation, von der ich natürlich kein Wort begreife, so hört die Tante ruhig zu, bis jeder seine Ansicht geäußert hat. Dann erst spricht sie, — und aus den verdukten Mienen der andern ist nicht unschwer zu lesen, daß sie das Rechte getroffen hat. Neulich, als einige Gäste da waren und sie wahrscheinlich wieder etwas Wundervolles gesagt hatte, rief einer der Professoren: „Hypatia!“ Ich mußte natürlich das Lexikon aufschlagen, um zu erfahren, wer Hypatia gewesen sei. Ich glaube



aber wirklich, der Herr hat Recht: meine Tante ist eine Philosophin.

Wer doch auch so geistreich sein könnte!

In Liebe

Deine Elisabeth.

## 4

Den 29. September.

Du hast zwar meinen Brief noch nicht beantwortet, aber doch sitze ich schon wieder da mit der Feder in der Hand: meine Gedanken sind bei dir. Du sprachst in deinem letzten Briefe die Hoffnung aus, ich möchte in Agnes eine Freundin finden; denke nur: ich glaube, wir stehen uns schon sehr nahe. Wir passen prachtvoll zusammen. Ich kann dir gar nicht sagen, was für ein süßes Geschöpf diese Agnes ist! Ich hatte bis jetzt immer geglaubt, ich könnte nie eine Freundin haben, die jünger sei als ich, und wär's auch nur einen Tag; aber sonderbar, bei Agnes stört mich das nicht. Sie ist so . . . so, ich kann es gar nicht beschreiben, wie sie eigentlich ist. Und was sagst du dazu: sie will auch in's Kloster gehen? Ich wäre ihr beinahe um



den Hals gefallen vor Entzücken, als sie gestern mir das anvertraute.

Ich saß gerade mit meiner Handarbeit in der Rosenlaube am Ende des Parkes, von wo aus man einen reizenden Blick in den Wiesengrund und auf den Fluß hat. Da kam Agnes mit einer Hand voll Blumen, die sie auf dem Tische ausbreitete und zu einem Strauße zu ordnen begann. Wir sprachen mancherlei. Da es sie besonders interessirt, von dem Kloster Näheres zu erfahren, und ich so gern davon erzähle, bildete es auch diesmal den Gegenstand unserer Unterhaltung. Ein Wort gab das andere, und ohne daß ich es selbst wollte, entschlüpfte mir mein Vorfaß, Nonne werden zu wollen.

„Elisabeth,“ sagte sie erregt und reichte mir die Hand, „auch ich.“ Du kannst dir mein Erstaunen und meine Freude nicht denken. Dieses Kind, das von allem nur irdenklichen Luxus umgeben ist, hegt solche Gedanken!

„Wie bist aber du zu Klostergedanken gekommen?“ fragte ich nach kurzem Schweigen. „Du hast doch gar keine Beziehungen zu einem Kloster; wer hat dich darauf gebracht?“ Sie richtete das Köpfchen in die Höhe, die Blumen entfielen ihrer Hand: „Christus,“ sagte sie.



So ist bei Agnes alles ähnlich wie bei mir, allerdings mit einem gewissen Unterschied. Aber es gibt verschiedene Wege, und die unserigen sind gewiß beide gut.

Eben kommt der Diener, mich zu einer Ausfahrt zu rufen. Die Pferde stampfen schon ungeduldig.

Bete für mich und sei innig umarmt von  
Deiner Elisabeth.

## 5

Frankfurt, den 15. Nov.

Ich habe dir recht lange nicht geschrieben, aber ich konnte wirklich nicht. Höre nur. Seit dem 20. v. M. sind wir in der Stadt, wo meine Verwandten immer den Winter zubringen. Sie bewohnen auch hier ein Haus, das mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet ist. Kaum waren wir hier, so mußte vor allem für meine Garderobe gesorgt werden; denn ich sollte in den Bekanntenkreis meiner Verwandten eingeführt werden. Tante fuhr mit mir von einem Laden zum andern, und jetzt, denke, bin ich ganz modern, ganz chic. Man soll zwar nicht eitel sein; aber ich sitze doch

Waldenz, Im Banne.



nicht gern wie eine Vogelscheuche unter den gepuzten Menschen. Seit acht Tagen machen wir jeden Morgen Besuche, und da wir fast überall angenommen werden, geht es sehr langsam voran.

Ich lerne auch manche junge Mädchen kennen. Tante wünscht, daß ich mit ihnen freundschaftlich verkehre, aber das will ich nicht; ich habe ja Agnes, und die ist mir mehr als die andern alle zusammen. Aber, weißt du, ich finde dieses Leben doch recht zerstreuend. All die fremden Menschen — was für sonderbare Ansichten sprechen sie aus! Und das mit einer Sicherheit, als ob man gar nicht widersprechen dürfe. Ich kann es auch gar nicht; ich wüßte nicht, was ich sagen sollte. Aber vom Christenthum scheint hier niemand etwas zu wissen.

Da — ich wollte dir einen recht ausführlichen Brief schreiben — nun werde ich schon wieder gerufen, weil Besuch da ist. Begnüge dich für heute mit diesem kleinen Wisch, liebes Herz; schreibe mir bald und viel und bete für deine dich herzlich liebende

G.



Fraankfurt, den 9. December.

Du glaubst nicht, in was für einer geistreichen Umgebung ich mich hier befinde. Es ist mir oft gar nicht möglich, den Faden der Unterhaltung festzuhalten. Hier werden Namen genannt von Gelehrten, von Künstlern, von Schriftstellern, die ich niemals nennen hörte; Bücher werden besprochen, die ich nicht gelesen; Bilder, die ich nie gesehen, Musikwerke, von deren Existenz ich keine Ahnung habe. Und das alles auf eine so lebendige, interessante Weise, daß ich mich schon einige Male darauf ertappte, wie mir der Mund offen stand vor Staunen. Ich schlage wohl hier und da im Conversationslexikon das eine oder andere nach, aber es hilft nicht viel. Raum habe ich mich über einen Punkt unterrichtet, so kommt schon etwas ganz anderes zur Sprache, und über dem Aerger, auch dieses nicht zu wissen, habe ich das erste wieder vergessen. Es ist nicht zu sagen, was die Menschen hier für einen Schatz von Wissen besitzen. Wie sie das alles nur lernen konnten!



Und der viele Besuch, der in's Haus kommt: fast jeden Abend sind ein paar Professoren da, der eine geistreicher als der andere. Aber das kann ich dir sagen: es ist ein recht unbehagliches Gefühl, so stumm und dumm dabei zu sitzen. Ich würde sehr gern mitreden, aber ich weiß gar nichts. Ist es dir denn auch so ergangen, als du aus der Pension kamst? Ich begreife gar nicht, wie Agnes es macht. Sie spricht nicht mit und scheint sich doch gar nicht beunruhigt zu fühlen. Sie ist allerdings zwei Jahre jünger als ich und wird auch noch fast wie ein Kind behandelt. Nur wenn die Rede auf Indien, ihre Heimath, kommt, dann theilhaftigt sie sich lebhaft an der Unterhaltung. Mein Onkel sagt dann wohl im Scherz: „Indiens träumend Kind wacht auf.“ Mir ist's auch manchmal, als müsse etwas in mir wach werden, Hedwig, das ist ein ganz sonderbares Gefühl, ich kann es so recht nicht beschreiben. Wenn du es je selbst gehabt hast, dann wirst du mich verstehen. So manches Wort setzt sich in meinem Gedächtniß fest, wuchert da und bringt mich auf allerlei Gedanken, die ich vielleicht besser nicht dächte.



Bete recht viel für mich; ich kann es so schlecht.

Von Herzen

D. E.

## 7

Frauffurt, den 21. December.

Ich glaube, ich habe mich doch in Agnes getäuscht und ihre Ruhe für Frömmigkeit gehalten; sie ist ganz anders, als ich sie mir gedacht. Weißt du, Hedwig: es ist doch sehr gefährlich, in's Theater zu gehen, besonders wenn man noch so jung ist, wie Agnes, und in's Kloster gehen will.

Aber Agnes — bewahre! Die geht in's Theater, als ob sie in die Kirche ginge; ihr Vater braucht nur zu sagen, daß es ihm Freude mache, wenn sie ihn begleite. Den andern Morgen in aller Sternensfrühe läuft sie freilich wieder in die Kirche; aber das ist doch sicherlich nur Gewohnheit. Denn beten kann man dann unmöglich, das weiß ich jetzt aus eigener Erfahrung. Vorige Woche war ich nämlich im Freischütz, dem ersten Theaterstücke, das ich sah. Es



hat mich so aufgeregt, daß ich tagelang an nichts anderes denken konnte. Den Morgen danach hätte ich gar nicht in die Messe gehen können; denn abgesehen davon, daß ich mich verschlief, hatte ich den Kopf voll Arien.

Wenn ich dir also früher schrieb, daß ich an Agnes immer einen Halt hätte, ist das jetzt nicht mehr richtig. Nimmt sie es so leicht, dann kann ich ihr unmöglich vertrauen. Ich machte ihr neulich ernstliche Vorstellungen darüber; aber ganz umsonst. Sie erwiderte mir ruhig, sie thue darin, was ihre Eltern wünschten, und es zerstreue sie auch nicht viel. Das soll nun einer glauben! Mein ganzer Trost und meine Freude sind die Briefe aus meinem Kloster.

Von Herzen

D. G.

## 8

Den 28. December.

Du meinst, ich sei zu schroff in meinem Urtheil über Agnes? Nun, warte es nur einmal ab; wer so auf zwei Schultern trägt, wie sie, der kommt nicht weit. Glaube mir, ich urtheile



nicht leichtthin; ich sage nur etwas, wenn ich wirklich Gründe habe. Die letzten Tage bin ich verstimmt gewesen. Ich dachte mir wohl, daß allerlei Kämpfe für mich kommen würden — und jetzt sind sie schon da. Tante und Onkel nahmen es als ganz selbstverständlich an, daß ich diesen Winter die Tanzgesellschaften besuchen würde; aber da haben sie sich sehr geirrt. Als gestern beim Frühstück die Rede darauf kam, sagte ich, Tanzen mache mir gar keine Freude. Onkel neckte mich und meinte, das Vergnügen daran komme schon, wenn ich es einmal versucht hätte. Ich bestritt das lebhaft, bis mir die Thränen kamen und ich ganz aufgeregt sagte: „Ich werde nie meinen Fuß in einen Ballsaal setzen — nie!“ Und das halte ich, Hedwig; darauf kannst du dich verlassen. Meine Verwandten sind ja auch so gütig. Tante kam nachher auf mein Zimmer und sagte, ich solle gewiß zu nichts gezwungen werden, sondern nur das thun, was mir angenehm sei. Aber sie meinte, es wäre doch schade, wenn ich meine Jugend nicht genießen wollte. Ich habe Tante noch nicht gesagt, daß ich Nonne werden will; wenn sie das wüßte, würde sie mein Verhalten gewiß ganz richtig finden.



Aus dem Kloster erhielt ich zu Weihnachten einen so lieben Brief! Ach, Hedwig, alle Sehnsucht wurde wieder wach.

Bete für mich, mein Herz.

D. G.

## 9

Den 20. Januar.

Liebe Hedwig!

Wie gut bist du doch! Du hättest mir nichts Lieberes thun können, als mich gerade jetzt zu dir einzuladen. Du glaubst nicht, wie schwer es ist, so gegen den Strom zu schwimmen, wie ich es hier thun muß. Ich will gewiß nichts gegen Tante und Onkel sagen; aber sie können gar nicht begreifen, daß ich keine Freude am Weltleben habe. Dazu all die unzähligen Fragen der Bekannten, warum ich nicht hier, warum nicht dort gewesen sei. Ich weiß immer nicht, was ich darauf antworten soll; es ist wirklich eine zu fatale Stellung. Du rätst mir, für den Fall, daß ich nicht zu dir kommen wollte, mich nicht zu ängstlich von allem abzuschließen; das sei ja gar nicht nöthig. Da irrst du sehr.



Mich nimmt jede Zerstreuung ganz hin; ich kann nicht ruhig und gleichgültig bleiben, mit dem besten Willen nicht. Doch das ist jetzt einerlei; ich komme ja zu dir, Hedwig. Ich möchte in die Hände klatschen vor Vergnügen, dich wiederzusehen. Ich kann gar nichts anderes mehr denken. Ich lief gleich mit deinem Brief zur Tante und fragte, ob ich nach Honnes reisen dürfe. „Natürlich, Elisabeth, ganz wie du willst; du freuest dich gewiß sehr, deine Freundin wiederzusehen,“ sagte die Tante. „Aber,“ fügte sie hinzu, „bleibe nicht gar zu lange fort; wir würden dich vermissen.“ Am Nachmittag sah Onkel gleich den Fahrplan nach. Uebermorgen, denke nur, übermorgen Abend 7 Uhr 20 bin ich bei dir! Ich kann es gar nicht erwarten. Wie konntest du nur zweifeln, ob ich gern kommen würde — „in einfache Verhältnisse, in ein kleines Nestchen“. Aber, Hedwig, was liegt mir daran! „Ich habe dich, und hab' genug.“

Mein Brief muß fort; auf Wiedersehen!

In inniger Liebe

D. G.



## 10

Frankfurt, den 26. März.

Liebe Hedwig!

Da sitze ich wieder mitten im Weltgetriebe und gedenke der Idylle, die ich mit euch gelebt. Dir und besonders deinem lieben Mütterchen zur Beruhigung will ich nur gleich berichten, daß ich ganz wohlbehalten hier angelangt bin. Kein Eisenbahnunglück, ja nicht einmal das geringste Abenteuer habe ich erlebt. Wie behaglich war es mir bei euch! So ruhig floß das Leben dahin, so still befriedigt. Hier ist es nun ganz anders, und ich bin immer so sehr von meiner Umgebung beeinflusst. Hätte ich nur auch eine bestimmte, geregelte Thätigkeit, wie du — dann könnte ich viel leichter meinen eigenen Weg gehen. Du gibst deine Stunden, studirst und machst dich in dem kleinen Haushalt nützlich. Aber das wäre hier ja unmöglich.

In vierzehn Tagen beziehen wir wieder die Villa. Ich freue mich sehr darauf; in Honnef hatte ich schon so viel Frühlingsahnen, aber in der Stadt merkt man wenig davon. Ich will dir übrigens noch sagen, daß ich mir deine Gr-



mahnungen zu Herzen genommen und in Folge derselben gestern ein Souper mitgemacht habe mit grenzenloser Langeweile. Ich konnte über nichts mitreden, da ich an den Wintervergnügungen kaum theil genommen habe. Findest du das nicht sehr unangenehm? So kann es nächsten Winter nicht wieder gehen; darüber bin ich mir vollständig klar. Entweder lebe ich wie die andern, oder ich trete schon im Herbst in's Kloster ein. Es wird noch Kämpfe kosten, bis meine Verwandten mich ziehen lassen. Nun, vielleicht thun sie es dennoch.

Du schreibst mir bald, nicht wahr? Ich vermisse dich so sehr. Grüße mir dein Mütterchen und sage ihr nochmals meinen herzlichsten Dank für die gemüthlichen Wochen, die ich bei euch verleben durfte. Mir ist's manchmal, als wäre ich gar nicht fort, so viel sind meine Gedanken noch bei euch. Streichele auch die Katze von mir, und sei innig umarmt von

D. G.

## II

Villa Malta, den 20. April.

Schon zwei Briefe von dir, und gestern eine Karte, mit der Frage, ob ich krank sei! Es ist



sehr unrecht von mir, dich so warten zu lassen; ich fühle es, Hedwig. Krank bin ich nicht, o nein; aber ich konnte nicht schreiben, es wäre mir unmöglich gewesen. Und auch heute kann ich dir nur sagen, daß es mir gut geht — wunderbar gut. Ich kann nichts thun, nichts denken; ich kann nur ahnen, fühlen, träumen, Stifter lesen und wieder träumen bis in die Unendlichkeit hinein! Mir ist, als müsse meine ganze Seele sich weiten und dehnen. Ach, Hedwig, wie schön ist ein Frühling auf dem Lande! All das Himmelsblau und das geheimnißvolle Lenzesweben und Werden in der ganzen Natur — und in mir die Wehmuth all und doch das Glück! Lache mich nicht aus: ich bitt' dich, thu' es nicht; ich könnt' es nicht ertragen. Im Frühling habe ich immer sonderbare Stimmungen gehabt — andere als sonst; aber so wie dieses Mal war mir noch nie zu Muthe.

Sei für heute mit diesen paar Zeilen zufrieden. Meine Liebe zu dir ist unwandelbar, wenn sie sich auch nicht in Worte ergießt. Bald werde ich ja wieder schreiben können. Ich wandele wie in einem Zauberland; was das nur sein mag? Sei umarmt von

D. G.



## 12

Den 19. Mai.

Gestern empfing ich deinen Brief. Gut, daß du so lange damit gewartet hast; denn wäre er vierzehn Tage früher gekommen, dann hätte dein Spott über meine selig=weltlichmerzliche Stimmung mich tief gekränkt. Jetzt kann ich ihn aber ertragen — ich mußte sogar sehr darüber lachen. Ich bin wieder ganz die Alte und stehe mit den Füßen auf dem Boden.

Denke nur, ich lerne jetzt reiten, d. h. ich kann es eigentlich schon. Der Reitknecht, der mir die erste Anleitung gab, sagte, ich hätte ein ganz besonderes Geschick dazu und, was man selten bei Damen fände, gar keine Furcht.

Schon nach ein paar Reitstunden erklärte mein Onkel, ich könne ihn jetzt auf seinen Ritten begleiten.

Vor einigen Tagen komme ich zum Frühstück, und was hängt über meinem Stuhl? Ein prächtiger Reitanzug mit allem, was dazu gehört: Hut, Schleier, Handschuhe, Peitsche — reizend, sage ich dir! Ich wußte gar nicht, wie ich genug danken sollte. Wären die andern nicht



dabei gewesen, ich hätte einen großen Freuden-  
sprung gemacht.

Jetzt reite ich jeden Morgen um sieben Uhr mit dem Dnfel aus. Anfangs war mir der Gedanke nicht angenehm, dadurch die h. Messe zu versäumen. Agnes und ich wanderten nämlich jeden Tag um diese Zeit in ein kleines, zehn Minuten von hier gelegenes Dorf zur Kirche.

Aber die Hitze nöthigt Dnfel, diese frühe Stunde zu wählen. Ich glaube, meine Tante hatte ganz Recht, als sie, meine Zweifel bemerkend, ohne daß ich ihnen Worte verliehen, sagte: „Liebes Kind, wir können Gott auch in der Natur verehren, indem wir uns seiner herrlichen Werke erfreuen. Es würde kleinlich sein, den Allumfasser in die engen Schranken einer Kirche gebunden zu wähen.“

Und doch, als Agnes Morgens mit ihrem Gebethbuch in der Hand an meine Zimmerthüre kam, um mir „guten Morgen“ zu wünschen, war's mir nicht gerade leicht, sie allein gehen zu lassen. „Bete für mich mit,“ sagte ich. „Das will ich,“ entgegnete sie und wandte sich zum Gehen. Dann aber sah sie sich noch einmal um, zögerte einen Augenblick und sagte: „Elisabeth, du mußt nicht zu viel Gewicht auf Mama's



Außerungen legen; sie kennt unsern Glauben nicht."

Ganz in Gedanken blieb ich stehen. Sollte ich mich zu viel von Tante beeinflussen lassen? Allerhand Zweifel wuchsen um mich empor und verstimmten mich für eine Weile. Wie abergläubisch man doch sein kann! Es störte mich an jenem Morgen, daß mein reizender Rappe Mara heißt. Mara nennen die Inder den bösen Geist. Ich bildete mir ein, es müsse uns ein Unglückustoßen; aber es ging alles prachtvoll.

Jetzt genieße ich diese Frühstunde in vollen Zügen. Es ist wirklich herrlich, auf feuerigem Roß in den duftigen Morgen hinein über thaubeglänzte Wiesen dahin zu fliegen, um dann in feierliches Walddunkel einzukehren, wo wir den Pferden die Zügel und uns unsern Gedanken überlassen. Die Bäume stehen im ersten zarten Laub, die Vögel zwitschern ihre lustigen Weisen; hier und da stiehlt sich ein Sonnenstrahl durch das dicke Gezweig und gleitet flüchtig über das sammetweiche, dunkle Moos. Wenn ich dichten könnte, Hedwig, hier würde mir jeder Gedanke zu einem Vers; denn jeder Athemzug ist Poesie.

Du fragst in deinem letzten Briefe, was ich eigentlich thue. Du ahntest wohl nicht, wie diese



unschuldige Frage mich traf. Ich thue gar nichts, Hedwig, es sei denn, daß man den Vollgenuß des Lebens als eine Thätigkeit bezeichnen wollte.

Ich kann dir aber sagen, wenn man von sieben bis neun auf dem Pferde gesessen hat, fühlt man seine Glieder; ich muß eine ganze Weile ausruhen, um wieder frisch zu sein, wenn die Besuchsstunde kommt. Ach, mit wie viel guten Vorsätzen kam ich hierher! Ich wollte mich noch im Italienischen vervollkommen, wollte Geschichte studiren, wollte mir den Tag wieder ganz genau eintheilen, wie ich's im Kloster gewohnt war — ja, was wollte ich nicht alles!

Ich hatte wirklich den besten Willen, aber es ist rein unmöglich. Ich bin nun einmal in diesen Strudel hinein gerathen und muß mich treiben lassen: es dauert ja nicht ewig. Uebrigens beunruhigt mich diese Lebensweise lange nicht mehr so sehr wie im Anfang. Ich weiß ihr jezt mehr die angenehmen Seiten abzugewinnen. Aber ich will dir doch versprechen, in Zukunft recht oft und ausführlich zu schreiben.

Von Herzen

D. G.



## 13

Den 2. Juni.

Das war eine Niederlage, eine Demüthigung, wie ich noch keine erlebt! Ich kann mich noch nicht fassen; wenn ich nur daran denke, zuckt es mir durch's Herz.

Vorgestern war wieder jour fixe. Zwei Mal hatte ich nicht dabei sein können, da ich merkwürdiger Weise beide Mal wegen heftiger Kopfschmerzen das Bett nicht verlassen durfte.

Vorige Woche ging es mir aber recht gut, und ich freute mich eigentlich auf den Abend. Unglücklicher Weise kam ich an einen Tisch zu sitzen, wo lauter gelehrte Herren saßen. Die Tante war nicht in der Nähe, sonst hätte man sich gewiß nicht mit mir abgegeben.

Es hatte sich nämlich ein lebhaftes Gespräch über Musik entsponnen. Ich konnte demselben nicht folgen, verstand aber einzelne Worte wie: „Klangfarbe, Leitmotiv, Tonmalerei, einzig, unübertrefflich, Orakeltempel, wunderbare Abendmahlszene, Evangelium der Zukunft, göttlicher Meister!“

„Wie denken Sie darüber, gnädiges Fräulein?“  
Weslenz, Im Banne.



lein?" wandte sich plötzlich mein Gegenüber, ein junger Doctor, an mich.

„Ich weiß nicht,“ sagte ich schüchtern und etwas verwirrt. „Sie sprachen vom göttlichen Heiland, wenn ich recht gehört habe. Aber was Sie eigentlich meinten, verstand ich nicht recht.“

Es gab ein schallendes Gelächter; nur einer sagte ernst dazwischen: „Ja, ein Heiland ist er uns gewesen,“ und mein Nachbar citirte ironisch: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Dann fuhr er fort: „Alle Achtung, Herr Doctor, vor Richard Wagner; aber die Prädicate, welche Sie ihm beilegen, kommen ihm doch nicht zu. Meiner Ansicht nach sind solche nur auf zwei Männer anwendbar, die größten, die überhaupt gelebt.“ Er schwieg und schien nicht gesonnen, seine Geistesheroen zu nennen. Indessen so leichten Kaufs sollte er nicht davonkommen. Die Wagner=Enthusiasten drangen in ihn, und endlich sagte er: „Der eine ist Jesus, der Nazarener, der andere Shakespeare.“

„Der Nazarener,“ entgegnete der Doctor, „ist ein ethisches Genie und steht auf diesem Gebiete bis jetzt unerreicht da. Indessen mit



einer solchen Concentration aller Fähigkeiten auf eine Sache ist nothwendig eine gewisse Einseitigkeit verbunden; von Kunst soll er wohl nicht viel verstanden haben."

"Kunst," sagte Professor Träger achselzuckend, "was ist Kunst? Sie fassen den Begriff sehr eng: Kunst ist für Sie Musik. Aber ist nicht auch das Wort ein Werkzeug der Mäusen? Wer hat es gehandhabt wie jener Sohn des Zimmermanns? Die Form seiner Rede ist so vollendet, daß wir sie über dem geistigen Gehalt ganz vergessen. Ein Kunstwerk hat sein höchstes Ziel erreicht, wenn es, obgleich hoch über der Natur stehend, uns ganz natürlich erscheint. Wie von selbst gießt der Nazarener seine erhabene Weisheit in die denkbar einfachste Form."

"Verzeihen Sie, Herr Professor," entgegnete der Doctor, "ich fasse den Begriff der Kunst nicht so eng, wie Sie zu glauben geneigt sind; ich bin nur gegen die Zerspitterung der Kunst. Das Kunstwerk der Zukunft, wie Wagner es will, soll alle Künste in sich vereinen — gewiß der genialste Gedanke, der jemals gedacht worden ist. Jetzt erst, da er sich verwirklicht hat, dürfen wir von einer Kunst reden. Die einzelnen Künste haben ja viel Schönes geleistet; aber es



ist alles doch nur als eine Art von Vorübung anzusehen, um das Kunstwerk in dem Sinne Wagner's zu ermöglichen."

Professor Träger legte Messer und Gabel nieder und sagte: „Verehrter Herr Doctor, Sie sprechen ihrem angebeteten Meister Worte nach; allein die Tragweite derselben haben sie sich gewiß nicht ganz klar gemacht. Bedenken Sie doch: indem Sie die Existenzberechtigung der Einzelkünste als solche verneinen, würdigen Sie die Malerei zur Couliissendienerin herab. Und die Dichtkunst? Der größte Musiksichwärmer würde es barbarisch finden, wenn man ihm Shakespeare vorsingen wollte."

An einem der andern Tische war ein Hoch ausgebracht worden. Wir hatten zwar den Inhalt der Rede nicht verstanden; dennoch erhoben sich die Herren, um mit Tante anzustoßen. Als mein Nachbar seinen Platz wieder eingenommen hatte, sagte er zu mir gewandt: „Ja, so etwas wie die Erscheinung des Nazareners ist in der Geschichte ein Mal dagewesen. Aus den schlichsten Verhältnissen hervorgegangen, wandelt er dann drei Jahre unter dem Volke umher, streut nur wie zufällig seine Weisheit aus — und doch, welcher Anhang, welcher Erfolg! Die ganze civi-



lirte Welt änderte seit jener Zeit nicht nur ihr Antlitz, nein, auch ihr Herz. Und das durch die Worte dieses anspruchslosesten aller Menschen, der nichts von Ehrgeiz, nichts von Eitelkeit kannte!"

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Der Herr sprach so begeistert vom Heilande, daß man ihm hätte beistimmen können, — und doch war es so ganz anders wie das, was ich im Kloster zu hören gewohnt war. Endlich faßte ich mir ein Herz und sagte: „Ja, er war doch auch der Sohn Gottes, der Erlöser, der uns verheißen worden ist.“ Ein spöttischer Zug legte sich um die Mundwinkel und Augenbrauen des Professors, indem er sagte: „Die Menschen sind doch gar zu wunderlich; sie denken so klein von dem Menschengeiße, daß, wenn einmal einer unter ihnen wandelt, der hoch hinaus ragt über die andern, sie ihn einen Gott nennen“

„Und Sie glauben, daß der Heiland nur ein Mensch gewesen sei?“ fragte ich bestürzt.

„Ja, mein gnädiges Fräulein. Glücklicher Weise ist die Zahl derer, die sich von dem dichten Wahne eines wunderliebenden Volkes befreit haben, heutzutage ziemlich groß. Wozu die hohlen Dogmen, wozu der Wunderglaube? Steht



jener Jesus von Nazareth nicht einzig da in seiner edeln Menschlichkeit? Wäre sein Erlösungswerk weniger groß, weil es den Boden der Natürlichkeit nicht verlassen hat? Ist nicht jeder ethische Fortschritt, den die Menschheit macht, eine Erlösung von einem unvollkommenem Zustande? Die Geschichte hat keinen größern Fortschritt zu verzeichnen, als denjenigen, welcher bewirkt wurde durch das Beispiel und die Lehre des Nazareners. Ich möchte allen wunderfüchtigen Seelen immer die Worte des weisen Nathan vorhalten: Meiner Recha wär' es Wunders nicht genug, daß sie ein Mensch gerettet . . .“

Verlegen saß ich da und wußte kein Wörtchen zu erwidern. Was hätte ich auch einem so gelehrten Herrn gegenüber einwenden können?

Aber nachher auf meinem Zimmer kam mir der Gedanke: sollte es möglich sein, daß der Professor Recht hätte? — wie dann?

Ich dachte und dachte, bis ich mich in einen wahren Abgrund des Zweifels verloren hatte und mir gar nicht mehr zu helfen wußte. Ich warf mich in einen Sessel und brach in Thränen aus.

Agnes, deren Zimmer an das meinige stößt, hörte mich schluchzen und kam zu mir, um zu fra-



gen, was mir fehle. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang. Ich war so aufgeregt, daß ich gar nicht bedachte, welchen Eindruck meine Aeußerungen vielleicht auf das kindliche Gemüth der guten Agnes machen könnten; erst als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, fiel mir das ein.

„Agnes,“ sagte ich, „vergiß, was ich dir gesagt; ich bitte dich, denke nicht mehr daran, wenn du's kannst. Es ist zu unbesonnen von mir gewesen, auch in dein junges Herz Zweifel zu streuen.“

„Beruhige dich, Elisabeth; solche Ansichten sind mir nichts Neues, ich bin daran gewöhnt.“

„Aber, Kind,“ sagte ich, „wirst du denn davon nicht beunruhigt, fühlst du nicht, daß dein Glaube wankt?“

„Nicht im mindesten,“ entgegnete sie. „Wie sollte denn die Aeußerung eines Professors das Wort des Heilandes umstoßen können? O Elisabeth, was ist all das Meinen und Suchen und Ahnen der Menschen gegen seine Worte!“

Wir saßen noch lange Hand in Hand zusammen. Es that mir wohl. Aber eins nahm ich mir vor an diesem Abend: ich will studiren, ich will wissen, was die gelehrten Leute denken; ich will nicht gedankenlos dahin duseln. Mit



Gründen will ich meine Ansichten vertheidigen lernen. Mein Leben setze ich daran, und sollte mir der Kopf zerspringen.

Bete für mich. In herzlichster Liebe

Deine Elisabeth.

## 14

Den 11. Juni.

Es ist doch ein eigen Ding um die Wissenschaft, ganz anders, als ich es mir gedacht. Ich meinte, man brauchte nur lesen und zu behalten. Aber ich hatte keine Ahnung davon, daß man vor einem Buch sitzen kann, vor einem deutschen Buch, ohne auch nur das geringste davon zu verstehen. Ich fand in dem Bibliothekzimmer auf dem Tische Kant's Kritik der reinen Vernunft. Was der Titel eigentlich bedeutete, wußte ich nicht; aber ich hatte Kant als einen berühmten Mann nennen hören. So nahm ich das Buch mit mir.

Ich übertreibe nicht, Hedwig, wenn ich dir sage: ich habe eine Seite wohl an die zwanzig Mal überlesen. Aber meinst du, ich hätte eine Ahnung davon, was da gesagt ist? Nicht die geringste.



Nachdem ich mich lange vergeblich geplagt, lief ich mit brennendem, dumpfem Kopfe zur Tante. Ich fand sie in ihrem Boudoir. Das Fenster war geöffnet, duftend nickte der Flieder herein. Da ich aus dem heißen Garten kam, war die kühle Luft, die mir entgegenströmte, doppelt erquickend. Alles in diesem Raum und zumeist die Tante selbst athmete Ruhe, Anmuth, Schönheit. Ich hatte dies vielleicht nie so mächtig empfunden, als jetzt. Schüchtern blieb ich an der Thüre stehen; ich fürchtete, zu stören: die Tante war mit Schreiben beschäftigt.

„Elisabeth,“ sagte sie, ohne von ihrer Schreiberei aufzusehen, „bist du schon ausgeruht von deinem Ritt?“

Ich trat näher und sagte: „Ich wollte heute nicht ruhen, Tante; ich will es überhaupt nicht mehr; ich möchte lieber etwas Nützliches lesen. Ich will nicht mehr so dumm und unwissend dabei sitzen, wenn gelehrte Herren sich unterhalten. Ach, Tante, ihr seid alle so schrecklich gescheidt, — bitte, hilf mir doch, es auch zu werden.“

Nachdem ich ihr mein Herz ausgeschüttet und auch des Abends erwähnt hatte, da mich die Unterhaltung der gelehrten Herren so gänzlich verwirrt, sagte sie tröstend: Es ist ganz natür=



lich, liebe Elisabeth, daß du hier mancherlei hörst, was dir fremd, ja sogar unverständlich ist. Lasse dich dadurch nicht entmuthigen. Du bist noch sehr jung; die Erziehung im Kloster, so tüchtig sie sonst sein mag, hat dich wohl etwas einseitig gemacht; aber die gütige Mutter Natur hat dich mit reichen Gaben ausgestattet."

"Mich?" fragte ich erstaunt.

"Ja, Elisabeth; es schlummern oft herrliche Kräfte in einem Menschen, die nur ein geübtes Auge zu erkennen vermag. Du verwechselst dein in mancher Beziehung noch mangelhaftes Wissen mit deiner Fassungskraft."

"Nein, Tante," sagte ich, indem ich den Kant auf den Tisch legte, „sieh' nur hier: nicht einen Satz habe ich davon verstanden."

"Das glaube ich dir gern. Konntest du lesen, bevor du buchstabiren lerntest?"

"Nein."

"Nun, und du wunderst dich, daß du Kant nicht verstehst, mit dessen Erklärung so viele hochbegabte Menschen sich abgemüht, nachdem sie sich Jahre lang durch philosophische Studien darauf vorbereitet? Die Wissenschaft ist ein hoher Berg; man muß bescheiden von unten anfangen, ihn zu erklimmen, und nicht mit einem Satz auf die



höchste Spitze gelangen wollen. Diese zu erreichen ist nur den wenigsten Sterblichen vergönnt."

"Wo und wie soll ich denn nur anfangen? Bitte, bitte, hilf mir doch."

"Beschäftige dich zuerst mit unserer Litteratur. Auch darin wirst du noch ziemlich unwissend sein; denn große Dichter liefern keine Pensions-lectüre."

"Tante," fiel ich ihr lebhaft in's Wort, "ich will keine erdichteten Sachen lesen, keine Märchen für Erwachsene; ich will Wahrheit, will Gedanken."

"Unsere schönwissenschaftliche Litteratur ist gerade sehr geeignet, dich in den Ideenkreis unserer großen Männer einzuführen. Diese schreiben nicht, um die Phantasie ihrer Leser mit angenehmen Vorstellungen anzufüllen, sondern um ihre eigenen Gedanken, ihre Weltanschauung, ihre Ueberzeugungen in leicht verständlicher Form ihrem Volke mitzutheilen; sie sind die Erzieher der Nation. Nicht jedem ist es gegeben, für ein streng wissenschaftliches Buch Verständniß zu haben; aber an der Hand einer anmuthigen Fabel steigen wir mühelos empor zu den Regionen unserer großen Denker."

"Was soll ich denn lesen, Tante?"



Sie überlegte einen Augenblick; dann sagte sie, indem sie nach einem Buche griff, welches auf ihrem Schreibtisch lag: „Versuche es einmal hiermit; ich glaube, es wird dir zusagen. Und,“ fügte sie scherzend hinzu, „ich kann dir auch die Versicherung geben, daß es eine »wahre« Geschichte ist. Dieses Buch hält schön die Mitte zwischen einer trockenen wissenschaftlichen Lectüre und einer Dichtung; denn es handelt von einem Menschen, der, wie du, einen unbezwinglichen Wissensdurst in sich fühlte und dem ebenso wie dir die Vorkenntnisse fehlten, um ihn befriedigen zu können.“

„Hat er sie denn erworben?“ fragte ich hastig.

„Ja, Elisabeth; der große Goethe nahm sich seiner an.“

Ich schlug das Buch auf; der Titel lautete: „Gespräche Goethe's mit Eckermann.“

„Wenn du etwas nicht verstehst,“ sagte die Tante gütig, „dann komme nur immer zu mir; ich helfe dir gern.“

Ich finde das Buch unendlich gelehrt und philosophisch; mit der Zeit wird es wohl besser gehen. Ich glaube freilich, die Tante hätte eine passendere Wahl für mich treffen können. Es mag ja sehr vielseitig und gerade wie eigens dafür geschrieben sein, um mich aus der Einseitigkeit



herauszubringen, welche die Tante an mir findet.  
Nun, bald mache ich mich dafür an den Goethe  
selbst. Das wird herrlich werden!

Von Herzen

Deine Elisabeth.

## 15

Den 28. Juli.

Ich könnte dir jeden Tag einen ellenlangen Brief schreiben, wollte ich dir auch nur annähernd mittheilen, was alles in mir vorgeht. Aber ich komme nicht dazu. Wir hatten in der letzten Zeit so viel Besuch, der den ganzen Tag unterhalten sein wollte, daß es mir manchmal ganz wirbelig im Kopfe wurde vor lauter Sprechen. Dazu geht die eigene Gedankenarbeit trotz alledem weiter, so daß ich eigentlich immer zwei Gedankenreihen neben einander laufen hatte. Du wirst das nicht recht begreifen; aber es war so. Kam aber 'mal eine Stunde, in der ich mich auf mein Zimmer zurückziehen konnte, dann stürzte ich über meine Bücher her mit einem wahren Heißhunger. Seit acht Tagen ist nun etwas Ruhe eingetreten, und die habe ich genossen wie noch nie.



Ich habe mir ein reizendes Plätzchen ausgesucht, wo ich meine Studien pflege. Ganz am Ende des Gartens ist eine große Wiese, auf welcher eine Gruppe uralter Eichen steht und unter derselben eine Bank. Da können deine Gedanken mich des Vormittags immer suchen. Auch manchen Nachmittag verbringe ich dort. Meinen Goethe in der Hand, Lessing neben mir: das ist ein Leben, um welches Götter mich beneiden können.

Doch ich habe dir noch gar nicht erzählt, wie nahe mir Goethe getreten ist, dieser größte aller Dichter, die je gelebt! Ja, Hedwig, seit ich einige seiner Werke gelesen, ist mir eine neue Welt entstanden. Ich denke, fühle, athme, lebe überhaupt nur noch in ihm. Seine Gedanken sind meine Gedanken, sein Herzschlag ist mein Herzschlag. Was ahnungsvoll in mir geschlummert, bei dem Zauber seines Wortes wacht es auf! Ach, und welch ein beseligendes Erwachen: zu Licht und Leben, zu Selbstbewußtsein und Freiheit. Anfangs allerdings waren mir seine Ansichten nicht recht vertraut; ich war eben noch zu sehr von allerhand Vorurtheilen befangen. Aber leise wirkend, wie nur die Natur zu wirken vermag, löst er uns los von allem Menschenengebilde, was die Erziehung um unsere Seelen



gewoben. Wir fühlen uns auf einmal frei, ohne zu wissen, wie wir's geworden sind, ohne Schmerz, ohne Kampf.

Welche Ruhe, welche Heiterkeit, welche Schönheit fließt aus diesem Geiste — und doch keine Kälte, keine Starrheit. Wahrlich, wer einem Werther, einem Faust sein Herzblut durch die Adern strömen lassen konnte, der war nicht kalt. Aber die Größe seines Geistes ließ ihn im Schmerze nie auf-, geschweige denn untergehen. Du denkst gewiß, ich schwärme für Goethe. Nein, Hedwig, das thue ich nicht. Für Schiller mag man schwärmen, mit Goethe muß man leben.

Wie habe ich mich verändert! Als ich hierher kam, suchte ich mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit alles zu meiden, was mich nur irgendwie in meiner Religion beirren konnte. Jetzt finde ich Religion in allem, was mich umgibt. Ueberall Gesetz, überall und in allem den Ausfluß eines höhern Geistes.

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,  
Daß alles, was da lebt und webt und ist,  
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

Sind das nicht herrliche Worte? Spricht aus denselben nicht eine wunderbar schöne, ver-  
söhnende, harmonische Weltanschauung? Alles wird



dadurch vergeistigt, erhoben — die Sünde selbst hat kaum noch einen Platz.

So sonnig, so entzückend schön ist mir die Welt nie vorgekommen wie jetzt. Denke dir, ich kann auch schon viel besser mitreden, wenn die Unterhaltung über das Alltägliche hinausgeht. Ich bin ja den gelehrten Herren gegenüber immerhin noch sehr unwissend; aber meine Gedanken sind doch viel lebendiger und beweglicher geworden.

Heute Morgen bekam ich einen rechten Schrecken. Als ich zum Frühstück kam, hielt die Tante einen Brief in die Höhe und sagte: „Elisabeth, schon wieder Besuch!“ Sie wußte, wie unglücklich ich gewesen war, so viele kostbare Zeit mit unnützem Gespräch vergeuden zu müssen. „Es wird doch nicht wahr sein?“ frug ich entsetzt. „Beruhige dich,“ sagte sie scherzend, „es ist nur ein Vetter.“ „Gott sei Dank,“ sagte ich und trank beruhigt meinen Kaffee, während Onkel und Tante über den Vetter sprachen. Er muß ein sonderbarer Rauz sein, so etwas wie ein Finsterling. Dem Himmel sei's gedankt, daß es keine Cousine ist, sonst müßte ich sie wieder den ganzen Tag unterhalten.

Schreibe bald und viel. In herzlicher Liebe  
D. G.



## 16

Den 22. August.

Wie Bücher doch auf einen Menschen wirken können! Ich hätte es nie für möglich gehalten, wenn ich es nicht an mir erfahren.

Oft stehe ich jetzt mit einem heiligen Schauer in der Bibliothek und sehe mir die schweigend ernstesten Reihen der Bücher an. Was für Welten mögen dort noch schlummern und harren auf einen Menscheng Geist, in dem der todte Buchstabe sich wieder zur Lebensfülle gestalten kann. Wenn ich mir dann einen Band herunterhole, sehe ich ihn zuerst von allen Seiten an und denke: was mag dieser aus dir machen? Ich lese keine eigentlichen Unterhaltungsschriften. Jedes Buch soll mich weiter bringen und mich auf eine höhere Stufe der Entwicklung stellen. So ist jeder Griff, den die Hand in die Reihen der Geistesheroen wagt, zugleich ein Schritt näher zu den höchsten Zielen der Menschheit.

Ich habe nie so wenig gebetet als jetzt, Hedwig; und ich bin besser denn je. Alles wird mir zum Gebet, nicht nach dem engen kirchlichen Begriff des Wortes, sondern in einer viel höhern,

Weldenz, Im Banne.



viel geistigern Art. Alles, was ist — ist Gott; kann man einen erhabenern Gedanken denken? Was sind wir anders, als die Ausstrahlung des ewigen Geistes? Es schwindelt einem vor der Größe dieses Gedankens, und doch, welch ein Jubel, ihn denken zu können!

Kürzlich sprach ich mit Professor Träger über die verschiedenen Arten der Gottesverehrung, und sagte dann auch, wie ich jetzt darüber dachte. Er sah mich verwundert an; dann reichte er mir beide Hände und rief: „Sie sind ja ein wahres Lichtkind! Wie ist es möglich, aus solcher Verdüsterung in wenigen Monaten zu dieser Erleuchtung zu kommen? Ihr Geist muß mächtige Schwingen haben, daß er sie trotz der kläglichen Zustutzung zu so kühnem Fluge entfalten konnte. Das gelingt nur Auserlesenen. Sie haben sich aus den niedrigen Schichten eines veralteten, verknöcherten Dogmatismus emporgeschwungen zu den hehren Regionen pantheistischen Gottesbegriffes. Dieser Gottesverehrung des Pantheismus huldigen seit Spinoza alle wahrhaft großen Denker.“

Ich kannte den Ausdruck „Phantheismus“ nicht und frug, was er bedeute. Wohlwollend sah der Professor zu mir herab und sagte:



„Kind, Sie haben den Geist der Sache, nur das Wort ist Ihnen fremd. Ich weiß es Ihnen nicht besser zu übersetzen, als indem ich mich Ihrer eigenen Worte bediene: »Alles, was ist — ist Gott!«“

Ich wußte gar nicht, was ich vor Freude antworten sollte; das war doch eine herrliche Genugthuung für die schreckliche Demüthigung von damals.

Heute ist auch der Better, der sich neulich ankündigte, erschienen — der gelehrte Better, der ernste, der fromme, der sonderbare Better. Das waren die Eigenschaftswörter, die von Onkel und Tante immer in Bezug auf Herrn Wieneck gebraucht wurden, und zwar nicht ohne einen Anflug von Mitleid und Bedauern, wie man etwa von einer ohne eigene Schuld verfehlten Existenz redet. Im Nu hatte meine geschäftige Phantasie sich zu diesen Aeußerungen eine passende Gestalt geschaffen, aus welcher sich dann die weitem Eigenschaften ableiten ließen: dünn, mager, bleich, linkisch, trübselig; kurz, Büchermurm und Duckmäuser von der schlimmsten Sorte.

Nun denke dir mein Erstaunen: als wir heute Nachmittag auf der Veranda um den Kaffeetisch sitzen, kommt eine Hünengestalt die Allee herauf.



„Da ist er ja!“ ruft der Onkel. „Wahrhaftig, Hermann!“ sagen Tante und Agnes zugleich. Alle stehen auf, ihn zu begrüßen. Verblüfft blickte ich auf die kräftige, breitschulterige Erscheinung. Das Haupt so stolz und frei, den Eichenfranz um den Hut — man könnte sich keinen schroffern Gegensatz zu meiner selbstgeschaffenen Jammergestalt denken.

Sonderbar, zum ersten Male kam mir jetzt zum Bewußtsein, daß er Hermann heiße. Hat er auch statt der blonden Locken, von denen man sich das Haupt des Cheruskerfürsten umwallt denkt, nur kurzes, krauses braunes Haar, so kann man in dieser Heldengestalt doch eine Hermannsseele ahnen; und das graublaue, leuchtende Auge scheint diese Vermuthung glänzend zu unterstützen.

Als die Begrüßung und Vorstellung vorüber war, sagte der Onkel: „Wir erwarten dich schon seit mehrern Tagen.“

„Ich war zu voreilig mit meinem Brief,“ erwiderte Hermann. „Am 15. waren die Vorlesungen allerdings zu Ende, doch da forderte ein Freund mich zu einer Fußtour durch den Odenwald auf; dort sind wir all' die Zeit herumgebummelt. Aber das hat gut gethan! Ich



kann dir sagen, Onkel, ich wußte ordentlich nicht mehr, wo mir der Kopf stand vor lauter Studiren, außer wenn er 'mal gründlich schmerzte, was denn auch in letzter Zeit häufig genug vorkam."

"Du siehst aber viel wohler aus, als vor einigen Jahren," sagte meine Tante.

"Das will ich meinen, ich habe in der Zwischenzeit die Kinderkrankheiten überstanden." Dabei lachte er so herzlich und natürlich, daß es einem ordentlich wohlthat.

Was mag er nur unter Kinderkrankheiten verstehen?

Ich schreibe wieder in die Nacht hinein, statt zu schlafen.

Adieu, mein Herz! In Liebe

D. G.

## 17

Den 28. August.

Du bist doch ein sonderbares Geschöpfchen! Noch dieses Frühjahr war ich dir in meinen Ansichten zu eng, zu schroff, und jetzt sagst du mir: ich solle Sorge tragen, nicht in das Gegentheil zu verfallen. Es klingt sogar aus deinem



Brief etwas wie Vorwurf über meine religiösen Ansichten, und Furcht für meine Seele. Dasselbe hat mir Agnes in den rührendsten Ausdrücken wiederholt angedeutet. Aber Agnes ist eben noch ganz Kind — so grundverschieden von ihrer Mutter, eine Traumseele des Orients. Ich vermeide es jetzt ordentlich, mit ihr oder vor ihr von solchen Fragen zu reden; sie fühlt sich glücklich in ihrer Unwissenheit. Aber auch ihre Stunde wird kommen, wie die deinige kommen wird — du ängstliches Hühnchen! Lasse mich nur gewähren und mache dir meinetwegen keine Sorge. Die freie Luft ist mir ein Labfal, und meines Geistes Flügel wachsen im Fliegen von Stunde zu Stunde.

Es ist doch etwas Schönes um's Denken. Wirklich, der Mensch ist ein herrliches Wesen: täglich kommt es mir klarer zum Bewußtsein, was er ist. Welch ein Streben liegt in ihm, welch eine Fähigkeit, zu begreifen!

Anfangs, weißt du, war ich sehr zaghaft, fast muthlos; ich verstand nicht, was ich las. Kant lasse ich natürlich selbst jetzt noch bei Seite, aber sonst geht es wie von selbst; es fliegt mir alles nur so an. Eigentlich sind es doch immer einige Hauptfragen, um die alles sich bewegt;



in jedem neuen Buch findet man dieselbe Sache, nur von einer andern Seite beleuchtet. Es ist so, wie wenn man alte Bekannte trifft, die neue Kleider tragen.

Heute saß ich ganz vertieft über einem Buch, welches die Abstammung des Menschen behandelt, — natürlich rein wissenschaftlich, nicht die kindliche Erzählung von Adam und Eva, an die ja überhaupt kein gebildeter Mensch mehr glauben kann. Da kommt Fräulein Trinchen aus der Stadt; auch eine von den unzähligen Bekannten des Hauses.

Fräulein Trinchen ist nämlich eine jener unglücklichen Existenzen, die dazu verurtheilt sind, allein durch's Leben zu wandern. Ihr Gesicht mag die Schuld daran tragen, es ist ein sprechender Beweis für die Darwinistische Theorie. Doch hat sie sich in ihr Schicksal gefunden, häßelt Kirchenspitzen und erzählt Stadtneuigkeiten, beides mit unnachahmlicher Gewandtheit.

Sie kam mir recht ungelegen; ich konnte nicht gleich ein freundliches Wort für sie finden.

„Bitte, bitte, Fräulein Elisabeth, lassen Sie sich nicht in Ihrer Lectüre stören. Fahren Sie ruhig fort, ich setze mich still zu Ihnen. . . . Was lesen Sie denn, wenn ich fragen darf?



Nein, diese Hitze; man sollte keinen Fuß vor die Thüre setzen; aber in der Stadt war es auch nicht auszuhalten. . . . Sie haben immer so interessante Bücher. . . . Haben Sie schon gehört, daß die Neuburg sich von ihrem Manne scheiden läßt? Ich habe es gleich gesagt, die passen nicht zusammen. . . . Wie gefällt Ihnen dieses Spitzenmuster? Ganz neu, aus der Modenwelt.“ Bei diesen Worten fiel ihr Blick auf mein Buch. „Deß — Descendenzlehre — nein, wie gelehrt! Aber, liebes Fräulein, so etwas raubt einem doch alle Illusion.“

„Illusion!“ rief ich und wäre vor Entrüstung beinahe in die Höhe gefahren. „Ich möchte jeden Menschen umarmen, der mich von einer Illusion befreit.“

Fräulein Trinchen sah mich mit einem Blick an, als wollte sie sagen: „Sonderbare Schwärmerin —“ zum Glück trat aber gerade meine Tante ein, und ich wanderte zu meinem Lieblingsplatze unter den Eichen.

Ob andere wohl auch so stolz auf ihr Menschenthum sind wie ich? Mir ist ordentlich als müsse ich den Kopf höher tragen, wenn ich denke, was ich bin — und niemand habe ich's zu danken! Es ist ein königliches Bewußtsein, das der



eigenen Kraft. Wäre das Leben nur nicht so kurz! Ich habe einen Durst, einen Wissensdrang in mir, daß jeder Augenblick, den ich mit geringfügigen Dingen zubringen muß, mir verloren dünkt.

Es ist eigentlich sonderbar, wie wenig man weiß, was in einem steckt. Wenn jemand vor einem halben Jahre mir mein jetziges Ich gezeigt hätte, ich würde es für eine mir ganz fremde Person gehalten haben. Was für Wandlungen mögen mir noch bevorstehen? Hübsch ist's, daß man gar nicht weiß, was noch alles kommt: eine Ueberraschung nach der andern, und gewiß auch immer eine schöner als die andere!

Der Vetter gefällt mir recht gut. Er ist innerlich eben so verschieden von dem, was ich erwartet hatte, wie äußerlich. Er muß sich wohl gegen früher sehr verändert haben. Durch seine Gegenwart bin ich mir erst bewußt worden, daß in unserm Kreise ein so recht lebensfrisches, heiteres Element gefehlt hat. Ich glaube, wir streben hier zu viel nach höhern Dingen und verlieren darüber die naive Freude, uns am Alltäglichen zu ergötzen. Gewiß ist auch hier Scherz und Witze zu Hause; aber der gutmüthige



Humor, der aus Hermann's offenem Blick leuchtet, auch wenn nicht gesprochen wird, der fehlt uns vollständig.

Agnes ist ordentlich aufgewacht seit er hier ist. Sie konnte sonst oft so gleichgültig dabei sitzen, selbst wenn wir die wichtigsten Dinge besprachen.

Hermann ist übrigens sehr gescheidt. Merkwürdiger Weise ist er der einzige Mensch, dem gegenüber ich die Tante nicht so ganz schlagfertig gefunden habe. Neulich sagte sie sogar, nachdem sie einen längern Disput mit ihm gehabt hatte: „Ich weiß nichts mehr zu erwidern und muß dir das letzte Wort lassen.“ Stelle dir vor, diese Aeußerung von meiner Tante! Ich traute meinen Ohren kaum.

Dabei ist Hermann sehr bescheiden; er scheint einer der wenigen Menschen zu sein, denen man mit Schmeicheleien und Lobreden nicht imponiren kann.

Ich bin nämlich seit einiger Zeit zu der Ansicht gekommen, daß die Bescheidenheit, welche die Menschen zur Schau tragen, nur eine Tünche ist, mit der sie ihren Hochmuth verdecken. Kein einziger von all' den gelehrten Herren kann den geringsten Tadel vertragen. Ich spiele jetzt



manchmal den Kobold und werfe ihnen Complimente an den Kopf, die sie wirklich für baare Münze nehmen. Bei Hermann that ich es auch ein Mal; aber er sah mich ernst an und erwiderte: „Elisabeth, sagen Sie nicht, was Sie nicht meinen.“ Ich ärgerte mich sehr, daß er mich so durchschaut hatte, und hätte ihn fast lassen können für diese Demüthigung.

Langweile ich dich auch nicht mit meinen endlosen Briefen? Aber wenn du hier wärest, würde ich dir doch alles, was mich angeht, beschäftigen und erfüllt, haarklein erzählen, und so suche ich mir durch Briefe die Trennung etwas zu versüßen.

Sei innig umarmt von

Deiner Elisabeth.

## 18

Den 10. September.

Wirklich, ich bin recht charakterlos, ein schwankes Rohr, das jeder Luftzug hin und her bewegt.

Ich wollte, Hermann wäre wieder fort. Ich weiß nicht, wie es kommt: seine Nähe raubt mir



allen Frieden. Kümmerst dich denn, was dieser sogenannte Vetter thut? Er ist ja nicht einmal mit mir verwandt, sondern ein Schwesterjohn der Tante. Und doch kann ich mich nicht davon frei machen.

Er ist ein strenger Katholik. Nun ja, jeder mag nach seiner Ueberzeugung handeln; ich habe mir nach und nach auch meine eigenen Ansichten gebildet. Ist es aber nicht zu einfältig von mir, mich beunruhigen zu lassen durch die Strenggläubigkeit eines andern?

Am vorigen Sonntag wanderte ich wieder einmal zu meinen lieben Eichen. Es war ein zauberhaft schöner Morgen; die ganze Natur hätte ich umarmen mögen. Ich legte mich in das weiche Gras; mir war, als fühle ich den Odem des Schöpfers. Die Käfer summten, die Luft zitterte in den warmen Sonnenstrahlen, und ein leiser Hauch ging durch die Wipfel. Ich legte die Arme unter den Kopf und schaute in des Himmels Blau.

Lange hatte ich so gelegen, in seligen Träumen verloren, dann schlug ich den Faust auf, der jetzt mein steter Begleiter ist, und was kommt mir unter die Augen? Gerade folgende Stelle:



Wer darf ihn nennen,  
 Und wer bekennen:  
 Ich glaub' ihn?  
 Wer empfinden  
 Und sich unterwinden  
 Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?  
 Der Allumfasser,  
 Der Allerhalter,  
 Faßt und erhält er nicht  
 Dich, mich, sich selbst?

Weiter unten heißt es:

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,  
 Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,  
 Nenn' es dann, wie du willst:  
 Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!  
 Ich habe keinen Namen  
 Dafür! Gefühl ist alles;  
 Name ist Schall und Rauch,  
 Unnebelnd Himmelsglut.

Kann es etwas Schöneres, etwas Erhabeneres geben? Mir wurde ganz wunderbar, wahrhaft selig dabei zu Muthe, und Thränen der Wonne, Thränen unsäßbaren Glückes entstürzten meinen Augen.

Dann schloß ich das Buch; ich hätte nicht weiter lesen können. Zu mächtig war der Eindruck, zu lebhaft der Gedanken Fülle, die in mir emporstieg — auf goldenen Brücken wandelten sie hin und her. Was ich gedacht, ich wüßte es nicht zu sagen. Ach, Hedwig, „Wort ist Rauch und Schall, unnebelnd Himmelsglut.“ Da höre



ich Schritte hinter mir, und im nächsten Augenblick bietet mir Hermann den „guten Morgen“. Ich richte mich empor und muß wohl etwas verwirrt dreingeschaut haben; denn einen Schritt zurücktretend, fragte er: „Störe ich?“ „Bitte, gar nicht,“ erwiderte ich. „Sie haben wohl einen Spaziergang gemacht?“

„Ich war in der Kirche,“ sagte er, „und hoffte, auch Sie dort zu sehen.“

„Ich habe hier meine Andacht gehalten.“

Er erwiderte nichts, setzte sich zu mir in das Gras, legte den Hut neben sich und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Wir schwiegen eine Weile, dann fragte er: „Was lasen Sie eben?“

„Sehr wenig, nur diese Stelle,“ entgegnete ich, indem ich ihm den Faust reichte.

„Und würde es nicht gar zu indiscret sein, zu fragen, was Sie dabei gedacht?“

„Gedacht? O Hermann, bei diesen Worten wird jeder Pulsschlag zum Gebet.“

Hermann schüttelte den Kopf.

„Wie?“ fragte ich entrüstet, „verehren Sie unsern Goethe nicht?“

„Es gab eine Zeit, da ich ihn verehrte; sie liegt, Gott sei Dank, hinter mir. Aber für sein



Dichtergenie werde ich stets die größte Bewunderung hegen. Man muß den fehlenden Menschen von dem Dichter trennen. Das, was er sagt, ist in vielen Fällen durchaus nicht gut zu heißen; aber die Art, wie er es sagt, ist meistens von einer wahrhaft blendenden Schönheit. Es ist sehr zu beklagen, daß er die Himmelsgabe der Dichtkunst oft so tief in den Staub gezogen, und wir uns nicht rückhaltlos dem Gesang seiner Muse hingeben können."

"Es ist wahr," sagte ich, "manche Aeußerungen sind verlegend; aber das Schöne ist bei ihm so überwiegend, daß man rasch über das Unangenehme hinweggeht."

"Gewiß; aber wenn man Goethe so kritiklos liest, wie Sie es zu thun scheinen, ja, wenn man sich so zu sagen in seine Hände gibt, dann läuft man große Gefahr, ganz unvermerkt zu seinen Ansichten überzugehen und manches für berechtigt zu halten, was sich mit dem Christenthum durchaus nicht verträgt."

"Aber, um auf den Faust zurück zu kommen," sagte ich, "ist dies nicht ein Glaubensbekenntniß, bei welchem jede Fälscher in uns betet?"

"Nein, Elisabeth, bei mir nicht. Ich kann nur beten zu einem Geist, zu einem außerwelt-



lichen, einem persönlichen Gott, nicht zu einer Idee, wie menschliche Verirrung sie hier gestaltet, wo die Grenzen zwischen Unendlichem und Endlichem verwischt, ja aufgehoben sind, wo der Mensch von einem Geschöpfe des dreieinigen Gottes frevelnd erhoben wird zu einer Erscheinungsform der Gottheit.“

„Man kann das Beste zerstückeln und verderben, wenn man es darauf anlegt,“ erwiderte ich gereizt. „Ich kann diese Zergliederung nicht ausstehen.“

„Wenn Sie mir beweisen können, daß ich im Irrthum bin, dann haben Sie ein Recht, mich zu tadeln,“ sagte Hermann ruhig.

„Wie kann ich das? Ich habe keine Philosophie studirt und möchte es auch nie, wenn ich dadurch das Schöne kleinlich bekritteln lernte.“

Er antwortete nicht auf das Gesagte, sondern gab mir den Rath, etwas vorsichtiger in der Wahl meiner Bücher zu sein.

„Weshalb?“ frug ich. „Ich will alles lesen, was mich interessirt, — wer sollte es mir verbieten?“

„Wenn Sie eine treue Tochter Ihrer Kirche



wären, dann würden Sie wissen, daß sie ihren Kindern eine gewisse Vorsicht, ja Beschränkung zur Pflicht macht.“

„Das ist auch eine von ihren vielen Tyraneien. Doch ich will's ihr nicht verübeln. Sie fühlt, daß ihre Lehre auf schwachen Füßen steht, und findet deshalb solche Vorschriften nöthig. Immerhin ist's eine Art Einsicht von ihrer Unhaltbarkeit.“

„Nur die Dilettanten-Gelehrsamkeit schadet der Religion, nicht die tiefe Forschung. Kennen Sie nicht des Dichters Wort: »Das halbe Wissen führt zum Teufel, — das ganze aber führt zu Gott?«“

„Nein,“ sagte ich kurz.

Als ich nachher zu Hause war, that es mir recht leid, daß ich so unliebenswürdig gegen Hermann gewesen. Aber er scheint es mir nicht übel genommen zu haben; denn er war eben so freundlich und zuvorkommend wie sonst, was mich wirklich beschämte.

Sei innig umarmt von

Deiner Elisabeth.



Den 15. September.

Du meinst, es sei eine Fügung des Himmels, daß ich gerade jetzt Hermann kennen gelernt, wo ein fester Halt mir so noth thue. Es mag sein, Hedwig. — ich weiß es nicht. Nur eines weiß ich, daß mir ein solcher Mensch noch nie begegnet ist. Sonderbar, ich kann mich nicht mit ihm unterhalten, ohne ihm auf das entschiedenste zu widersprechen. Ich werde ganz aufgeregt dabei, vielleicht noch mehr, weil er immer so ruhig bleibt. Bin ich nachher allein und überdenke alles, dann kommen meine Einwendungen mir oft sehr mißlungen vor.

Aber ein gutes Theil Hochmuth hat Hermann doch auch. Neulich, als ich durch einen Wortwechsel mit ihm ganz erregt war und ihm nichts mehr zu antworten wußte, sagte ich: „Wenn ich nur so viel gelernt hätte wie Sie, ich würde Ihnen keine Antwort schuldig bleiben.“

„Das kann sein,“ entgegnete er; „aber Sieger bleibe ich dennoch. Die Wahrheit ist auf meiner Seite, und die läßt sich nicht vernichten.“

Sieh', Hedwig, während ich dieses schreibe, thut's mir auch schon leid, es geschrieben zu



haben; denn es drückt doch seine Gedanken nicht ganz aus, und indem ich ihn anklage, möchte ich ihn auch schon wieder entschuldigen.

Du kannst dir keinen edelern Menschen vorstellen, als Hermann. Seine feste Zuversicht stützt sich nicht auf eine selbstgefundene Wahrheit, nein, er steht auf dem Boden der Offenbarung und trägt daher die Ueberzeugung in sich, daß er der göttlichen Wahrheit dient. Und wie freimüthig er diese Ansicht vertheidigt! Dazu hätte ich nie den Muth gehabt, — auch als ich noch anders darüber dachte; denn hier läuft man Gefahr, in Folge solcher Gedanken-Äußerungen für eine geistige Mißgeburt angesehen zu werden.

Hermann aber läßt sich durch nichts beirren. Gestern war wieder Empfangsabend. Hermann theilte sich auch daran. Nach Tisch saß er mit einigen Professoren in einer Ecke des Salons; die Discussion war sehr lebhaft. Ich fing hier und da einen Satz auf, konnte aber doch nicht vollständig folgen. Nur so viel wurde mir klar, daß es mit der Einigung übel aussah. Ich trat etwas näher, nahm ein Album zur Hand und that, als besähe ich mir die Bilder darin.

Da höre ich Professor Träger's Stimme mit einem höhnischen Anflug sagen: „Auf Ihre



Alleinseligmachende, Herr Wieneck!" Ich sehe sein spöttisches Gesicht und denke natürlich, Hermann wird sich entrüstet abwenden. Was thut er? Er füllt sein Glas bis an den Rand und sagt: „Von ganzem Herzen! Vivat, floreat, crescat!" Die sauern Mienen der Professoren machten einen äußerst komischen Eindruck. Die Herren wußten selbst nicht, wie ihnen geschehen war. Der eine knurrte zwar etwas in den Bart von jesuitischen Kniffen, mußte aber doch mit anstoßen. Hermann leerte sein Glas bis auf den Grund.

Den 17. September.

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben; ich fand keine Zeit, ihn zu beenden. Eine Freundin der Tante mit zwei erwachsenen Töchtern ist hier zu Besuch, wodurch meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist. Wir machten alle zusammen heute Nachmittag einen weiten Spaziergang, der die Damen sehr ermüdete, weshalb wir uns nach dem Nachteffen zeitiger als gewöhnlich trennten. Nun habe ich eine ruhige Stunde vor mir und muß dir viel erzählen.

Auf dem Rückweg ging Hermann neben mir; ich glaube fast, er sucht meine Gesellschaft.



Immer, wenn er es irgend ermöglichen kann, unterhält er sich mit mir, und wenn ihm das nicht gelingt, dann mit Agnes, — aber sie ist ja ein Kind. Den andern Damen erzeigt er nur die nöthige Höflichkeit.

Mich fesselt ein doppeltes Interesse an ihn: das an seiner Persönlichkeit und an seiner Wissenschaft. Eine Weile gingen wir schweigend neben einander. Unzählige Fragen schwebten mir auf den Lippen; denn der Wunsch, Hermann's innerstes Wesen kennen zu lernen, ist so lebhaft, daß ich, trotz der Unruhe, die für mich aus jeder ernstern Unterredung mit ihm entspringt, das Gespräch doch immer auf einen derartigen Gegenstand bringe. Heute Abend sah ich den langen Weg vor uns und wollte die günstige Gelegenheit benutzen.

„Hermann,“ sagte ich, „wissen Sie auch, daß ich Sie schon recht beneidet habe?“

„Mich?“ frug er erstaunt, „um was?“

„Um ihren Kinderglauben. Das heißt, ich möchte ihn nicht wieder haben, das hieße rückwärts gehen; aber wenn ich ihn nie verloren — vielleicht wäre mir besser.“

„Kinderglauben!“ wiederholte er mit einem Seufzer, „glücklich, wer den nie verloren hat.“



„Sie besitzen ihn ja in vollstem Maße,“ sagte ich.

„Wollte Gott, daß es so wäre, Elisabeth. Aber Sie täuschen sich. Ich war nicht immer so gläubig, wie ich es jetzt bin. Eine Frau kann ruhig durch das Leben pilgern, ohne daß ihr das Heiligste in den Grundfesten erschüttert wird, — ein Mann kaum. Sehen Sie doch, wie es auf unsern Universitäten zugeht. Die meisten unter den Professoren, welche die Lehrstühle besetzen, huldigen dem Pantheismus, oft sogar dem größten Materialismus. Von dem Christenthume wird gesprochen wie von einer Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, die es bereits überschritten hat. Nun kommen die jungen Leute hin, manche noch unverdorben, kindlich gläubig. Nach kurzer Zeit aber meinen auch sie von der Unhaltbarkeit der Offenbarungslehre überzeugt zu sein.“

„Haben Sie denn jemals ernstlich gezweifelt?“

„Gezweifelt? Nein, ich habe gar nichts mehr geglaubt.“

„Sie hatten sich von der Kirche getrennt?“

„Ja und nein.“

„Wie ist das zu verstehen? Gingen Sie noch zu den Sacramenten?“



„Ich ging zur Beichte.“

„Das ist mir unbegreiflich. Wurden Sie dazu gezwungen?“

„Wer sollte mich zwingen? Ich war mein eigener Herr. Ich ging sogar öfter im Jahre.“

„Unfaßlich; was bewog Sie denn dazu?“

„Das will ich Ihnen erzählen. Als ich mein Abiturienten-Examen gemacht hatte, sollte ich die Universität in Berlin besuchen. Bis dahin war ich fromm und gläubig gewesen. Ich hatte immer denselben Beichtvater gehabt, der auch während der letzten Jahre mein Religionslehrer gewesen. Als ich zum letzten Male, bevor ich die Heimath verließ, bei ihm beichtete, gab er mir manche Ermahnungen, die sich auf mein späteres Leben bezogen. Zuletzt sagte er: „Nun noch eins, mein Sohn. Versteh' mich recht: ich fordere dir kein Versprechen ab; aber es ist mein herzlicher Wunsch, daß du nie länger als drei Monate von den hh. Sacramenten fern bleiben mögest.“

„O gewiß nicht!“ betheuerte ich in heiligem Eifer. Drei Monate schien mir eine unendlich lange Zeit. Ganz konnte ich diesem Wunsche meines Lehrers leider nicht nachkommen; denn ich war zu tief in den Unglauben versunken.



Aber ich that noch so viel, als mir in diesem trostlosen Zustande zu thun erlaubt war."

"Was konnte man Ihnen denn verbieten?"

"Man verweigerte mir die Absolution, folglich durfte ich auch nicht —"

"Wie?" fiel ich ihm in's Wort, „das ließen Sie sich gefallen?"

"Der Priester that nur seine Pflicht."

"Und Sie wären — ich hätte bald gesagt charakterlos genug — doch ich will mich in Ihrem Sinne ausdrücken: Sie wären gehorjam genug gewesen, immer wieder zurück zu kommen?"

Hermann nickte bejahend und sagte, wie zu sich selbst redend: „Es war meine Rettung. Oft kam mir in den Jahren der Gedanke, mich ganz von der Kirche zu trennen; ein lauer Katholik wäre ich nicht geblieben, denn von jeher war mir jede Halbheit verhaßt. Doch dem ruhigen, besonnenen Zuspruch jenes Priesters, bei dem ich mich ganz ausgesprochen hatte, gelang es, mich davon abzuhalten. Und wie dankbar war ich ihm nachher dafür! Denn ungleich leichter lassen sich die gelockerten Fäden des Gewissens wieder fester anziehen, als sie, einmal zer schnitten, sich wieder anknüpfen.“

Wir wollte es scheinen, als habe er diese



letzten Worte besonders für mich gesagt. Ich konnte seinen Blick nicht ertragen und sah zu Boden. Es folgten einige Minuten des peinlichsten Schweigens; endlich sagte ich, fast als wollte ich mich entschuldigen: „Bei Ihnen war es doch wohl anders als bei mir. Sagen Sie, Hermann, konnten Sie denn noch beten?“

„Sie möchten wohl bis auf den tiefsten Grund meines Elendes sehen? Wohlان, vielleicht kann es Ihnen zum Troste gereichen. Morgens und Abends sagte ich ein flüchtiges Gebet her; während der Messe las ich die Gebete ab, wie sie im Buche stehen, mit den Lippen, — mein Herz wußte nichts davon. So ging es lange Zeit. Eines Morgens vermochte ich auch das nicht mehr; ich schlug das Buch zu. Was sollte ich thun? Kein Wort des Glaubens konnte ich sprechen — mein Inneres sträubte sich wahrhaft dagegen —, alles kam mir wie Lüge vor. Da dachte ich: wenn es etwas anderes geben sollte, als Materie, wenn doch ein Geist existiren könnte, ein Gott, der würde nie verlangen, daß du dem Irrthum huldigst. Da machte ich mir mein eigenes Bekenntniß zurecht: Ich will glauben, was wahr ist. Wenn es einen Geist der Wahrheit gibt, dann, o dann lasse mich diese Wahrheit erkennen.“



Hermann schwieg, ich sah ihn an: er war todttenblaß geworden. Nach einer Weile sagte er: „Setzt wissen Sie, wie weit ich mich verirrt hatte. Unvergesslich wird mir jener Morgen sein, wo dieser Angststurz nach Licht sich meinem Herzen entrang . . . Wie wunderbar ward er erhört!“

„Sind Sie denn gleich danach wieder gläubig geworden?“ frug ich.

„O nein,“ sagte er. „Es ist kein Wunder an mir geschehen. Nur ganz allmählig wurde es wieder hell in meinem umnachteten Geist, bis endlich das volle Sonnenlicht der Wahrheit mir leuchtete.“

„Was aber thaten Sie dazu?“

„Ich habe viel gelesen, ruhelos studirt. Ich las auch solche Bücher, die den positiv christlichen Standpunkt vertraten. Wie es um's Beten stand, haben Sie ja eben gehört. Doch der barmherzige Gott hat wohl den aufrichtigen Wunsch nach Erkenntniß für stummes Gebet genommen.“

„Sie können aber bei Ihrem Verstande unmöglich alles glauben, was die Kirche lehrt,“ warf ich ein.

Ein feiner, spöttischer Zug spielte um seinen Mund, als er sagte: „Wenn ich nicht zu gläubig wäre, um es nicht zu thun, so würde ich doch zu



logisch sein. Nie habe ich an einem einzelnen Dogma gezweifelt. In sich schien mir die ganze Kirchenlehre der vollendetste logische Aufbau, mit dem kein philosophisches System sich vergleichen lasse. Aber ich zweifelte an dem Dasein Gottes, und somit fehlte mir das Fundament des Baues. Er schwebte meiner Ansicht nach in der Luft; doch bewunderte ich den Geist, mit dem er aufgeführt war. War aber die Existenz Gottes bewiesen, so folgte alles, was der Katholicismus lehrt, von selbst."

"Von selbst?" frug ich. „Nein, Hermann, das kann nicht Ihr Ernst sein! Wenn ich nur an das Märchen der Schöpfungsgeschichte denke, was die Kirche noch immer den Ihrigen vorerzählt, und das, nachdem das Licht eines Sir Charles Darwin über die Erde gegangen!"

"Sie werfen alles so durcheinander, daß man in der That Mühe hat, Ihnen zu antworten. Unmöglich kann die Natur mit der Offenbarung in Widerspruch stehen; denn das hieße, einen solchen auch in Gott selbst annehmen. Ist also scheinbar keine Uebereinstimmung zwischen beiden, so liegt es nur daran, daß die Menschen noch nicht tief genug in die Sache eingedrungen sind."



Wir waren zu Hause angekommen und mußten die Unterredung abbrechen.

Du glaubst nicht, was alles in mir auf und ab wogt; bald wünsche ich, Hermann wäre fort, dann fühle ich auch wieder, daß eine Trennung von ihm — ach, Hedwig, ich kann nicht einmal daran denken! Und doch geht dieser Hermann neben mir wie mein böses Gewissen — nein, nein, Hedwig — wie mein besseres Selbst.

Meine Kerze ist ganz heruntergebrannt. Gute Nacht, mein Herz.

D. G.

## 20

Den 23. September.

Seit der Unterredung mit Hermann ist es mir ganz sonderbar zu Muth. Wäre er nicht so gescheidt, gewiß würde ich seinen Worten nicht solches Gewicht beilegen; denn ich kann wohl sagen, ich machte mir kein Gewissen mehr daraus, das Christenthum nicht in dem streng dogmatischen Sinne aufzufassen. Das thaten doch auch die größten Geister unserer Nation nicht: ein Lessing, ein Goethe, von den Philosophen gar nicht zu reden. Und trotz den Ansichten dieser Männer



bin ich wieder wankend geworden. Meines Verstandes bin ich mir ja voll bewußt; ich beuge mich vor keinem der gelehrten Herren, die hier aus und ein gehen. So überlegen sie mir auch an Wissen sind, im Denken nehm' ich's doch mit jedem auf.

Nur Hermann — sein geistiges Auge sieht das Einzelne schärfer, das Ganze umfassender, als ich es aus mir kann. Ich sehe es klar ein, er ist mir überlegen; auch seine innern Kämpfe, seine Zweifel gingen mehr bis zur Wurzel alles Seins. In Hermann ist ein so energisches Entweder — Oder, nicht nur in seinem Geist, sondern auch im Charakter, wie es mir noch nie bei einem Menschen vorgekommen ist. Vor nichts schreckt er zurück. Hat er einmal etwas für recht erkannt, dann handelt er danach, sollte auch der Himmel über ihm zusammenstürzen.

Gestern war ich einige Augenblicke allein mit ihm; da frug ich, ob es ihm nicht sehr schwer gefallen sei, sich wieder bis in alle Einzelheiten den Vorschriften der Religion zu fügen.

„Glauben Sie mir,“ sagte er, „es war eine harte Arbeit. Wenn man jahrelang ohne innern Halt in den Tag hineingelebt und jeder Neigung nachgegeben hat, dann wieder zurückzukehren auf



den strengen Boden der Religion, wo selbst jeder Gedanke vor den Richterstuhl des Gewissens gestellt wird, — das ist schwerer, als man sagen kann. Aber ich wollte nicht das Leichte, ich wollte das Wahre."

"Ich würde mich davor scheuen," entgegnete ich, "jetzt wieder die unzähligen Pflichten zu erfüllen, welche die Religion verlangt; denn ich finde es über alle Maßen angenehm, so ganz thun und lassen zu können, was mir beliebt. Wenn ich jetzt wieder bei allem denken sollte, ob es Recht oder Unrecht ist, so wäre mir das ein unerträglicher Zwang."

"Das gerade," erwiderte Hermann, "ist die gefährliche Klippe, an welcher bei den meisten Menschen die klare Erkenntniß scheitert; sie gehen den Dingen nicht bis auf den Grund, aus Furcht, ein anderes Leben führen zu müssen."

"Ich finde es auch ganz zwecklos, so großen Werth auf Religion zu legen; man kann ohne dieselbe eben so gut und viel bequemer leben."

"Viel bequemer, ja; aber — eben so gut? Dahinter möchte ich ein großes Fragezeichen setzen."

"So? Dann halten Sie sich also für viel besser als mich?" entgegnete ich halb scherzend.

"Ich bitte," sagte er ernst, "lassen Sie hier



alles Persönliche fort. Ich weiß, daß ich leider viele Fehler habe; was aber aus mir geworden wäre ohne Christenthum, das wage ich gar nicht auszudenken . . . Wie sind Sie nur in diesen Zustand des Zweifels gekommen, Elisabeth, nachdem Sie eine so gute Erziehung genossen hatten?"

„Ich weiß es selbst nicht," sagte ich; „es muß hier so etwas in der Luft liegen."

„Darin mögen Sie wohl Recht haben; aber eben deshalb sollten Sie sich diesen Einflüssen nicht so hingeben. Sie haben doch in Agnes ein so schönes Vorbild!"

Es kränkte mich, daß meine Cousine mir in dieser Weise gegenüber gestellt wurde. „Nun, Agnes!" sagte ich. „Wer kann auch leben wie Agnes?" Eigentlich wollte ich damit einen Tadel aussprechen; denn sie kann wirklich die interessantesten Gespräche oft mit einer mir unbegreiflichen Gleichgültigkeit anhören.

Hermann drehte mir aber mein Wort im Munde herum und sagte: „Das können allerdings nur wenige. Wenn eines Kindes Gemüth schon einen so unbeschreiblichen Zauber auf uns ausübt durch die Unschuld, die ihm naturgemäß eignet, um wie viel mehr empfinden wir diese wunderbare Wirkung bei einem erwachsenen



Menschen.“ Hermann sah nachdenklich vor sich hin und fuhr dann fort: „Aber es thut uns Erdgeborenen gut, dann und wann einer solchen Engelsseele zu begegnen. Um Agnes schwebt etwas wie Paradieseshauch.“

Es wurde gerade zu Tisch geläutet, und wir mußten die Unterredung abbrechen.

In herzlicher Liebe

Deine Elisabeth.

## 21

Den 1. October.

Hermann ist doch sonderbar; man wird wirklich manchmal irre an ihm. Wirßt du's für möglich halten: dieser ernste, gelehrte Mensch, dessen kühner Verstand dem Fluge der größten Geister folgt, die je gelebt, mit dem dummsten Spiele kann er sich amüsiren! Jetzt spielt er täglich mit Agnes Federball. Beide haben es zu einer großen Fertigkeit darin gebracht. Und ich muß gestehen, es ist ein reizender Anblick, Agnes' geschmeidige, biegsame Gestalt dabei zu beobachten, wie sie sich bald neigt und beugt, bald wieder in die Höhe schnellst und über den Rasen hüpfend kaum noch den Boden zu berühren scheint. Bei



diesem Spiel entfaltet sie unbewußt eine Fülle von Grazie und Anmuth.

In schönem Gegensatz zu Agnes steht Hermann's stolze, reckenhafte Erscheinung; so voll Schwung und Rhythmus in jeder Bewegung, daß man unwillkürlich an Göttergestalten gemahnt wird.

Gestern, als die beiden eine Pause während des Spieles machten und einen Augenblick zu der nahen Gartenbank traten, wo ich mit einem Buche saß, konnte ich nicht umhin, meinem Erstaunen Hermann gegenüber Ausdruck zu geben wegen so mancher Widersprüche in seinem Charakter.

Ein feines Lächeln zog um seine Lippen, als er auf mich nieder sah; dann wandte er sich zu Agnes und sagte: „Hier wird streng über unsern kindischen Leichtsinne zu Gericht geseffen.“

„So?“ entgegnete Agnes. „Aber es ist wahr, Hermann, du machst mich recht gedankenlos. Ich denke immer, was du thust, das ist wohlgethan, und thue es mit.“

„Nie zu viel auf einen Menschen vertrauen!“ erwiderte Hermann scherzend und mit dem Finger drohend. „Um mich aber bei Ihnen zu recht fertigen,“ fuhr er zu mir gewandt fort: „soll nicht der Gedanke an den Tod der beste Richter unserer Thaten sein?“



„Was hat der Tod mit heitern Spielen zu thun?“ fragte ich. „Sie werden immer gleich so tragisch, daß mich's schaudert.“

„Tragisch?“ sagte er mit dem lustigsten Gesicht von der Welt. „Nein, gewiß nicht, Elisabeth; ich bin nur praktisch. Ich strebe danach, nichts zu thun, was ich auf dem Sterbebett ungeschehen machen möchte. Aber glauben Sie, ich würde einen einzigen Sprung nach dem Federball bereuen?“ Dabei schüttelte er in jugendlichem Uebermuthe seinen Krauskopf, und ehe ich etwas erwidern konnte, hatte er dem buntbesiederten Spielzeug schon wieder einen Schlag versetzt, daß es hoch in den Lüften tanzte. Beide eilten ihm nach, als ob eine Krone dort oben schwebe.

Ein Gefühl von Trauer legte sich über mich, schwer wie Blei, als ich ihnen nachsah, die so froh waren und frisch wie Kinder. O Gott, warum ist jeder Frohsinn von mir gewichen, daß ich ihn selbst bei andern nicht mehr ertragen kann? Noch vor kurzem war's ganz anders, und im Kloster nannte man mich immer die Lachtaube. Letzte Nacht — ich habe wenig Schlaf und lese oft die Nächte hindurch — las ich im Werther. Lotte sagt an einer Stelle zu ihrem Freund, als sie ihm ein Lied vorsingt, welches er besonders liebte,



aber auf ein Mal nicht mehr ertragen kann:  
 „Sie sind sehr krank, Werther; Ihre Lieblings=  
 gerichte widerstehen Ihnen.“ Mir war es, Hedwig,  
 als seien diese Worte zu mir gesprochen. Ich  
 fühle mich so krank, so elend; was mich einst  
 freute, ist mir jetzt unerträglich. Dazu all' die  
 Gedanken! Ich mag weder rück= noch vorwärts  
 denken, und die Gegenwart ist qualvoll. Sonder=  
 bar: wenn ich mir sonst den Tod vorstellte, so  
 erschien er mir stets als die Vollendung des  
 Lebens; ich dachte an Himmel und Licht, an  
 Glanz und Borne, kurz, an Seligkeit. Und jetzt  
 denke ich an Leiche und Sarg, an Moder, Gruft  
 . . . und — ich weiß nicht, ob Hölle oder  
 Vernichtung!

Ich kann nicht mehr. Gute Nacht.

Deine Elisabeth.

## 22

Den 8. October.

Neulich trat ich gerade in's Zimmer, als  
 Onkel mit Hermann ein Gespräch über Agnes  
 führte. Ich fürchtete, zu stören, und wollte mich  
 entfernen. Da Onkel mich aber ersuchte, zu bleiben,  
 so that ich's.



„Ich meinstheils,“ fuhr der Onkel zu Hermann gewandt fort, „kann nichts anderes in ihrer Klosterneigung finden, als ein bißchen Romantik, die ihrem jugendlichen Alter ganz natürlich ist und, ich muß gestehen, ihr auch gut kleidet.“

„Ich,“ entgegnete Hermann, „halte diesen Gang zum Kloster bei Agnes nicht einfach für einen poetischen Gedanken, der eine Zeit lang unsere Sinne gefangen nimmt, um bald einem andern zu weichen; bei ihr ist's ein wirklicher Herzenszug.“

„Gewiß, Hermann, einstweilen; doch es ist ein träumend Kind: laß sie nur erst erwachen.“

„Sie träumt nicht, Onkel; sie wacht und denkt. Es ist wahr, sie lebt in einer andern, höhern Welt; aber diese Welt ist kein Land der Träume, sie ist nicht weniger real als diejenige, welche wir mit den Sinnen zu erfassen vermögen. Mir ist, wenn ich von Agnes rede, als müßte ich immer nach Worten suchen, um auszudrücken, was ich ahne. Keines scheint mir hoch und doch auch wieder keines einfach genug, um ihr inneres Leben zu bezeichnen. Sie hat wenig Phantasie; die Gedanken anderer klingen nicht nach in ihr, und das bunte Leben zieht wie ein Schattenbild an ihr vorüber. In dieser zarten Gestalt lebt ein



starker, tiefer Geist; sein eigenstes, innerstes Wesen ist Liebe — Liebe zu Gott.“

„Lieber Hermann, du scheinst mir wirklich ein bißchen zu viel Phantasie zu haben; an dir ist ein Dichter verloren gegangen.“

Hermann blieb ernst bei der Sache. „Ich bitte dich, Onkel, gib dich keiner Täuschung hin. Agnes muß und wird ihren vorgezeichneten Weg gehen. Wenn die Zeit kommt, da sie dich bitten wird, den Schleier nehmen zu dürfen, dann mache ihr diese Stunde nicht schwer! Sei großmüthig, Onkel; gewähre ihr liebevoll, was Liebe sie fordern heißt. Verehere in diesem seltenen Mädchen, was du nicht in ihr begreifst.“

Mein Onkel war sehr ernst geworden. Thränen standen in seinen Augen. „Hermann, das wäre hart — furchtbar!“

Es wurde gerade Besuch angemeldet; der Onkel verließ durch die Gartenthüre eilends das Zimmer.

Ich finde, aus Agnes wird viel zu viel gemacht. Was ist sie denn anderes, als ein Backfisch mit ein paar schwärmerischen Empfindungen? Wenn man aber Hermann über sie reden hört, sollte man wirklich meinen, sie sei ein Weltwunder.

Von Herzen

D. G.



Den 22. October.

Eben las ich Ingeborg's Klage: „Herbst ist es nun.“ Ja, Hedwig: ein so kahler, trauriger, öder Herbst, wie ich noch keinen erlebt. Vielleicht war der Sommer zu schön, zu sonnig, zu strahlend, und daher die große Ernüchterung. Seit einer Woche ist Hermann fort. Jeden Tag wollte ich dir schreiben. Wie oft hatte ich die Feder schon in der Hand; aber ich vermochte es nicht. Es ist ordentlich, als fürchte ich mich, meinen Schmerz in Worte zu gießen. Ach, Hedwig! er ist auch zu groß für die enge Form eines Wortes! Hermann's Hiersein brachte mir, wie du ja weißt, manchen heißen Kampf. Jetzt habe ich Ruhe — Ruhe des Grabes. Nächste Woche ziehen wir in die Stadt. Ich wollte nur, wir wären schon dort. Hier spricht alles mit tausend Zungen von ihm. Keine Bank im Garten, auf der wir nicht gesessen, kein Pfad im Walde, wo wir nicht zusammen gewandelt. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wie das Leben war ohne ihn. Ich meine, ich wäre glücklich gewesen bevor ich ihn gekannt; und

\*



doch wie ist das möglich? Mir ist, als sei ich durch seine Nähe aus Träumen erwacht, durch welche wohl die Ahnung schönern Daseins zog. Aber was ist Ahnung gegen Erfüllung? Wie bleich steht jene neben dieser!

Neulich machte ich einen Spaziergang durch den Wald. Es war ein stürmischer Tag, die Blätter fielen, schauerlich ging der Wind durch die Bäume, das Aechzen der Nester klang wie Schmerzensschrei. Ich gehe nicht wieder hin, ich kann es nicht ertragen! Wenn wir nur erst in der Stadt wären, daß ich nicht ein so großes Stück Himmel vor mir sehen müßte! Die schwärzeste Mauer wäre mir lieber. Oft halte ich mir die Hand vor die Augen, um nicht hinein zu schauen in das jagende Wolkenmeer; und doch wendet sich der Blick so oft dahin, und dann vergehe ich fast vor Sehnsucht.

Eben habe ich wieder lange zum Fenster hinauszgestarrt. Kein Stückchen Himmelsblau! Nur am Horizont ein schwefelgelber Streifen; die Felder so kahl und der Fluß so grau! Ich meine, der glücklichste Mensch müßte zusammenschauern bei solchem Anblick. Oder bin ich allein so empfindsam?

Jetzt kommt auch kein Besuch; das Landleben



hat um diese Jahreszeit keinen Reiz mehr. Es ist so einsam, so still — trostlos.

Lebe wohl, mein Herz.

D. G.

## 24

Frankfurt, den 14. November.

Seit drei Wochen sind wir hier, mitten im Leben und Treiben der Welt. Die Zeit kommt mir schon so unendlich lang vor, nicht weil ich Langeweile empfunden, sondern weil ich gar so viel erlebt. Es war aber auch hohe Zeit, daß ich in eine andere Umgebung kam; ich hatte mich so in meine Gefühle und Gedanken hinein gelebt — ja, vergrübelt könnte man beinahe sagen —, daß ich keinen Ausweg mehr zu finden wußte. Es scheint mir jetzt ganz eigenthümlich, daß Hermann's Ansichten mich so beunruhigten. Man soll sich doch nur auf seinen eigenen Kopf verlassen; jeder muß selbst am besten wissen, was für ihn das Richtige ist. Auch habe ich das Bewußtsein, daß meine Ansichten die der begabtesten, gebildetsten Menschen sind. Hermann nimmt wirklich eine Sonderstellung ein. Es ist ein Jammer, diesen Geist sich so



aufreiben zu sehen! Das könnte ich nie. Ich sage mit Uriel Acosta: „In's Allgemeine möcht' ich gerne tauchen und mit dem großen Strom des Lebens ziehen.“

Zu meinen Hauptfreunden gehört jezt das Theater. War es nicht zu bornirt von mir, voriges Jahr durchaus nicht hingehen zu wollen? Es ist doch etwas Herrliches um die mimische Kunst; meiner Ansicht nach gebührt ihr die Palme unter den Künsten. Liest man ein Buch, dann muß sich die Phantasie zum Worte die Bilder schaffen; sieht man ein Bild, muß man sich Worte zu den Gestalten denken. Hier hat man alles zusammen: den vollen, lebenswarmen Eindruck der Anschauung, verbunden mit dem Wort und dem Reiz des Wechsels und der Bewegung.

Wir sind für jeden Abend abonnirt, und wenn ich nicht in Gesellschaft gehe, bin ich im Theater. Tante und Onkel haben die Stücke so oft gesehen, daß dieselben keinen Reiz mehr für sie haben; daher wechseln sie mit einander ab, um mich zu begleiten. Tante behauptet immer, es sei ihr eine Freude, meine Begeisterung zu sehen; auch interessire es sie, die Wirkung des Dichters auf ein so empfängliches und noch ganz unbefangenes Gemüth zu beobachten.



Tante ist überhaupt ganz reizend gegen mich. Neulich sagte sie, in mir finde sie alles, was sie an Agnes so schmerzlich entbehre. Sie sprach dann eingehend über Agnes und wie sehr sie deren religiöse Richtung beklage. „Aber leider kann ich nichts daran ändern,“ fuhr sie fort; „denn da ich nicht katholisch bin, darf ich nicht hinein reden, und mein Mann läßt alles gehen. Ich hatte keine Ahnung davon, daß die katholische Kirche sich um jedes einzelne ihrer Glieder so kümmert; sie erzieht sie ganz nach ihren Grundsätzen, trotz Familie, trotz Schule. So etwas wäre im Protestantismus, der zwar auch seine Fehler hat, doch undenkbar.“

Jetzt sehe ich viel mehr junge Leute als diesen Sommer. Auf unsern Landsitz kamen doch meistens die ältern, geistreichen Professoren; aber hierhin kommen all' die jungen Herren, die gern tanzen und sich amüsiren möchten. Und nach all' dem vielen Geist, den ich während des Sommers geschlürft, thut mir dieser Verkehr recht wohl. Mein Onkel neckt mich immer, wenn wir Abends in Gesellschaft waren und den andern Tag manche der jungen Herren, die ich dort getroffen, Besuch machen. „Das ist nur deinetwegen, du bist eine kleine Hexe und bezauberst



alle.“ So arg ist es nun gerade nicht. Aber weißt du, ich finde es doch recht angenehm, zu wissen, daß man gefällt. Ich glaube, wenn ich so unbeachtet in der Ecke stehen sollte, wie manche junge Damen, setzte ich keinen Fuß mehr in eine Gesellschaft.

Wir sind jetzt sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitungen für einen Bazar zum Besten der Armen. Es wird ganz großartig werden. Die ganze vornehme Gesellschaft, Herren wie Damen, theiligt sich daran. Wir hatten schon einige Sitzungen, bei denen die Meinungen zwar immer weit auseinander gingen, die aber gerade dadurch auch sehr viel Reiz hatten. Es kommt natürlich darauf an, den Leuten möglichst viel Geld auf liebenswürdige Weise aus der Tasche zu locken, und da werden denn oft die unsinnigsten Einfälle laut. Der größte Saal, der zu haben war, ist schon jetzt dafür gemiethet. Zu beiden Seiten sollen die Verkäuferinnen in den Buden stehen; in der Mitte ein Carrousel und lauter kleine Tempelchen; etwas erhöht will man ein orientalisches Café aufbauen. Ueberall soll ich mitwirken; ich habe mich aber zu dem Café entschlossen, d. h., ich werde als Wahrsagerin auf der Schwelle desselben sitzen.



Du siehst, ich bin wieder frisch und lebensmuthig. Aber trotz allem, was ich auch erlebe, kann ich Hermann nicht vergessen. Dester als ich es mir vielleicht eingestehen mag, gleitet sein Bild an mir vorüber; in manchen Augenblicken steht es so lebendig vor mir, daß ich alles um mich vergesse. Aber ich habe nicht mehr das Gefühl der Trostlosigkeit, wie in der ersten Zeit, da er uns verlassen. Ich denke jetzt mehr an ein frohes Wiedersehen dabei. Weihnachten kommt er gewiß. Dann werde ich mich seiner Gegenwart von Herzen freuen und keine Vergleiche mehr anstellen über das, was er denkt und was ich denke. Ich war noch zu unfertig, als ich ihn kennen lernte, um einem so mächtigen Einflusse nicht wenigstens halb zu unterliegen.

Von Herzen

D. G.

## 25

Den 2. December.

Ich war auf einem großen Ball — zum ersten Mal in meinem Leben. Wie kann es nur Menschen geben, die nicht gern tanzen! Mir



wird so federleicht zu Muth, wenn ich die Musik höre, daß ich kaum einen Augenblick still stehen kann. Das kam allerdings auch selten genug vor. Ich konnte vor Extra-Touren gar nicht zu Athem kommen, so daß die Herren, welche mich zu dem ganzen Tanze engagirt hatten, sich immer sehr beklagten und meinten, das sei ihnen doch noch nicht vorgekommen. Tante hatte mir eine entzückende Toilette ausgesucht: weißen Atlas mit Rosen und Veilchen. Sie meinte, zu meinem braunen Haar würde es vorzüglich stehen, und wie immer, hatte sie Recht. Beim Cotillon konnte ich meine Bouquets gar nicht alle halten. Mehrere Herren standen um mich herum, plaudernd, scherzend, und hielten mir die Blumen. Einer meinte, sie seien Blumenständer geworden. Es wurde mir so viel Liebenswürdiges und so viel Schmeichelfhaftes gesagt, daß ich manchmal in Verlegenheit war, was ich antworten sollte; aber was ich auch sagen mochte, man fand alles bezaubernd. Bis an den Wagen begleitete mich noch eine Schaar von Verehrern. Eine Schleife löste sich von meinem Kleide; einer der Herren hob sie auf, drückte sie an die Lippen und befestigte sie wie einen Orden an seinem Rock. Ein anderer sumnte leise dicht an meinem Ohre:



„Du lächle nur, Lenzdüfte weh'n durch mein Gemüthe wonnevoll.“

Denke dir, ich wußte gar nicht, daß ich so viel schöner sei als andere; auch dachte ich nie daran, Schönheit für etwas so außerordentlich Wichtiges zu halten. Im Kloster sprach man nie davon, und selbst bei meiner Tante wird viel mehr Werth auf den Geist gelegt.

Als ich in mein Zimmer kam, zündete ich mir alle vier Kerzen an meinem Toilettespiegel an, um zu sehen, was denn die Welt so hinreißt.

Findest du es sonderbar, daß ich dir das schreibe? Ich habe mich ja nicht selbst gemacht; was kann ich dafür, daß der Zufall die Atome so zusammengefügt hat? Aber es ist ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, jung, schön und gescheidt zu sein, und alles zu seinen Füßen zu haben.

Nun denke dir meinen Schrecken: in den ersten Tagen nach dem Ball bekam ich drei Heiraths-Anträge. Mein Herz hatte an so etwas nicht gedacht. Gott sei Dank waren sie schriftlich. Aber jeder der Herren meinte ziemlich sicher annehmen zu dürfen, daß er sich nicht getäuscht. Dem einen schwebte diese, dem andern jene Aeußerung vor, die ich gemacht. Ich wußte



von allem nichts. Was spricht man an so einem Abend alles durcheinander! Wirklich, ich denke an nichts weniger als an Heirathen. Was weiß ich denn überhaupt von den Menschen, die mich ihrer Liebe versichern? Gar nichts, kaum wie sie aussehen. Wenn ich jetzt noch daran denke, wie ängstlich ich manchmal überlegte, ob ich Hermann wohl nicht ganz gleichgültig sei, dann muß ich im Stillen lächeln. Aber wenn man die längste Zeit seines Lebens so gelebt hat wie ich, einen Tag wie den andern, immer mit denselben Menschen hinter Klostermauern, dann weiß man nicht, was und wie man ist. Jetzt, nach diesen Erfahrungen, denke ich oft, Hermann wird sich glücklich schätzen, einen solchen Eindruck auf mich gemacht zu haben.

Es klingt wohl alles recht eitel, was ich da schreibe, und eigentlich ist es nichts weiter, als ein richtiges Erkennen der Verhältnisse. Demuth ist doch nichts anderes als entweder Heuchelei oder Dummheit. Nur Hermann nehme ich dabei aus — in ihm ist kein Falsch, und wie es um seinen Verstand steht, habe ich dir oft genug geschrieben. Er hält sich aber wirklich für nichts, ein Stäubchen in der Hand des Schöpfers. Sonderbar ist's mit uns beiden: sein Ich wird



jeden Tag kleiner, und meines wird immer größer. Es wächst und wächst. . . . Ich kann dir so recht nicht sagen, wie ich das eigentlich meine; aber ich fühle eine Dehnbarkeit in mir, die keine Grenzen kennt, ich muß mich ausleben nach allen Richtungen hin. Jeder Genuß ist nur die Vorstufe zu einem neuen, größeren. Manchmal habe ich ein Gefühl, als könnte mir die weite Welt zu eng werden. Es ist etwas Unerfättliches in mir.

Von Herzen

D. G.

## 26

Den 10. December.

Soll ich dir etwas sagen? Ich glaube, du fängst Grillen. Was ängstigte dich denn in meinem letzten Briefe so, um mir eine vier Seiten lange Rede über Entsagung und Selbstverleugnung und wie all' der Unsinn heißt, zu halten? Ist es nicht mehr als natürlich, daß ich im Vollbesitze meiner Kraft mein Leben genießen will? Nun gar um das eine Wort „unerfättlich“ ein solches Aufheben zu machen! Was ist denn Schlimmes daran? Alles hängt



doch davon ab, wie ein Mensch von Natur angelegt ist: der eine ist weltweit, der andere zimmereng. Was kann ich nun dafür, daß ich zu den Weltweiten gehöre? Denke nicht, daß ich dir böse bin, gewiß nicht; aber sei ein ander Mal nicht so philisterhaft; es ist ja langweilig. Hier hast du einen Ruß, und nun ist alles wieder gut; jetzt will ich dir von unserm Bazar erzählen.

Drei Tage hat er gedauert und ist prachtvoll gelungen. Es war ein buntes, lustiges Bild, all' die reizenden Buden mit den schönen Verkäuferinnen, welche die wogende, neugierige Menge mit den liebenswürdigsten Redensarten zum Kaufen ermunterten. In der Mitte ein großes Carrousel, das Entzücken der Kinderwelt. Allerliebste Blumenmädchen, welche Veilchen und Maiglöckchen zu enormen Preisen anboten, Orgelmänner mit Mordgeschichten, Postillone mit Packeten, die gerade für diesen oder jenen, der ahnungslos, daß er in Rußland oder Italien so intime Beziehungen hatte, angekommen waren. Felsengrotten mit Eiskeller, wo den ganzen Abend der Sect sprudelte. Großen Spaß verursachte eine Seiltänzerbude. Ein Mann in schwarzem Frack, hell carrirten Hosen, rothem



Halstuch und verdrücktem Cylinder stand vor derselben und schilderte auf das beredteste die Kunstfertigkeit seiner Truppe, während Trommel, Harmonica und Triangel durcheinander tönnten. Hatte er seine Schilderung beendet, dann rief er mit seiner scharfen Stimme überlaut: „Nur 50 Pfennige Entrée! Noch nie dagewesen! 50 Pfennige ein Mal und nie wieder!“ Die Eintretenden wurden, nachdem sie bezahlt, von einer jammernden Frau empfangen, ihre Tochter sei vom Seil gestürzt und habe das Bein gebrochen; sie liege ganz in Gips. Damit sich die Fremden überzeugen möchten, daß sie die lauteste Wahrheit rede, wurde ein Vorhang zurückgezogen und die Schaulustigen gewahrten eine große Wickelpuppe. Man läßt sich gern für 50 Pfg. anführen, wenn's mit Humor geschieht. Dazu die kleine Schadenfreude, denen, die vor der Thüre harrten, das Erlebte sorgsam zu verschweigen.

Am poesievollsten nahm sich unser orientalisches Café aus. Ein ziemlich großes Zelt, von rosigem Licht schwach beleuchtet, alles mit persischen Teppichen belegt; Palmen und Cactus verdeckten fast den Eingang. Vor demselben lagerte ich als Wahrsagerin. Jeder, der sich in dem



Café erquickten wollte, ließ sich von mir die Karten schlagen. Ich hatte mich schon zu Hause ein bißchen eingeübt und für manche, die ich näher kannte, kleine Verse gemacht. Je mehr es bekannt wurde, desto mehr drängte man sich heran. Als ich aber merkte, wie meine Kunst gesucht wurde, stieg ich mit dem Preis. Wirst du's glauben, Hedwig? Wie sonderbar die Menschen sind! — am letzten Tage öffnete ich den Mund nur für ein Goldstück — und sie flogen mir zu.

Es gibt einem etwas Siegesgewisses, wenn man überall so bewundert wird.

Eine solche Art, für die Armen zu sorgen, finde ich schön und unserm Stande angepaßt. Aber wie Agnes es macht, welche in die ärmste Hütte kriecht und bis unter das höchste Dach krabbelt, das ist doch für eine Dame des neunzehnten Jahrhunderts gar nicht mehr angebracht.

Schreibe mir bald. Wie immer

D. C.

## 27

Den 22. December.

In letzter Zeit habe ich so in den Tag, oder besser gesagt, in die Nacht hinein gelebt, daß ich



nicht einmal wußte, wie nahe Weihnachten ist. Am vorigen Sonntag ging ich etwas zeitig aus, weil ich mir beim Gärtner Blumen bestellen mußte, die ich am Abend in Gesellschaft tragen wollte. Mein Weg führte mich an einer Kirche vorbei, und aus der offenen Kirchthüre schallte mir das Adventslied entgegen: „Thauet, Himmel, den Gerechten.“ Einen Augenblick kam ich mir vor wie Parsifal, der auch einmal nicht weiß, daß es Charfreitag ist. Rasch besann ich mich aber, daß ich ja mit all' diesen Vorstellungen gebrochen.

Ich gehe längst nicht mehr in die Kirche. Wozu? Ich sitze da wie im Stock und ärgere mich über die Gedankenlosigkeit der Menschen. An Agnes kann ich so recht beobachten, welchen Weg ich zurückgelegt habe; denn sie bleibt immer stehen. Vor einem Jahre war sie mir nicht streng genug, und jetzt — — Doch ich schweife ab, ich wollte dir eigentlich nur sagen, wie ich, nach Hause zurückgekehrt, mit Schrecken und Jubel zugleich im Kalender entdeckte, daß in vierzehn Tagen Weihnachten wäre. Der Schrecken bezog sich auf all die unfertigen Arbeiten; der Jubel, ich brauche es wohl kaum zu sagen, auf das nahe bevorstehende Wiedersehen mit Hermann.



Hedwig, Hedwig, es ist zu einzig schön, um es ganz zu fassen! Mir ist, als sei mein Herz zu eng, um all' diese Wonne in sich aufzunehmen. Ach, wie froh und frei werde ich ihm jetzt entgegentreten, nun ich erst weiß, was ich bin! In allen möglichen Variationen male ich mir schon das Zusammensein mit ihm aus. Vielleicht wird er schüchtern zurücktreten, wenn er sieht, wie gefeiert ich bin; vielleicht werde ich ihm unerreichbar dünken in seiner Bescheidenheit. Welches Glück wird es dann für mich sein, ihm zu sagen, daß trotz aller Huldigungen mein Herz ihm, ihm ganz allein gehört. Ja, ich werde ihn überschütten mit meiner Liebe. Wären die vierzehn Tage nur schon herum! Trotz aller Arbeit schleichen sie, wenn ich sein gedenke.

Die Liebe ist doch der Glanz des Lebens. Denke nur: wenn ich im Kloster vertrauert wäre und dieses höchste aller Güter niemals kennen gelernt hätte. . . . Durch die Liebe allein wird man edel und gut. Nur hinverbrannte Köpfe, nur trockene, dürre Herzen können Klostergelübde und Eßlibat vertheidigen. Ein düsterer, mittelalterlicher Nachklang ist's, der in unserer aufgeklärten Zeit bald ganz verhallen wird.

Von Herzen

D. G.



Den 25. December.

Gestern kam Hermann, um die Weihnachtstage mit uns zu verbringen.

Agnes und ich hatten einen reizenden Baum gepuht, der beinahe bis an die Decke reichte. Wir warteten nur noch auf Hermann, der uns oben an der Spitze den Engel befestigen sollte. Als wir ihn darum baten, sagte er: „Ihr habt ja das Beste vergessen,“ nahm Feder und Papier und schrieb in Druckschrift: „Gloria in excelsis Deo“, was er dann mit dem Engel oben anbrachte.

Den Abend verlebten wir sehr vergnügt. Ich wurde mit Geschenken überhäuft. Nur Bertrams und Molitors, zwei kinderlose Ehepaare, waren eingeladen. Hermann sprudelte von Geist und Humor, und schließlich unterhielt er die ganze Gesellschaft.

Als wir ziemlich spät am Abend uns trennten, frug Agnes, ob ich mit zur Mette gehe. Ich hatte keine Lust, zögerte aber, durch die Frage überrascht, einen Augenblick mit der Ant-



wort. „Ei, natürlich wird Elisabeth das thun,“ sagte Hermann entschieden, und ich hätte es nicht über mich gebracht, nein zu sagen. O, daß ich es gethan! Dieser Morgen hat mir die ganze Weihnachtsfreude verdorben. Du weißt, wie feierlich die Mette ist; selbst der nüchternste Mensch kann sich diesen Eindrücken nicht wohl verschließen. Der im Lichtglanz strahlende Altar, der Duft des Weihrauchs, die mit Tannenzweigen geschmückte Kirche, das Gloria, von Knabenstimmen gesungen, gleich einem Engelschor, dann das Benedictus — ich brach in Thränen aus: es war zu viel.

Ein Glück, daß weder Agnes noch Hermann einen Platz neben mir gefunden hatten. Meine Nachbarin blickte verwundert zu mir hin. Sie dachte gewiß, alles sei Andacht und Frömmigkeit; aber das war es gar nicht. Es war nichts als die entsetzliche Phantasie, welche die klare, denkende Verstandeskraft zu verdunkeln droht. Gläubige Menschen würden einen solchen Zustand vielleicht Gnade nennen; doch über derartige abergläubische Ansichten bin ich hinaus. Trotzdem leide ich darunter, denn meine Phantasie ist eine Macht, die fast stärker ist als mein Wille. Nach der Messe wurde die Communion ausgetheilt.



Ich konnte die Gläubigen zum heiligen Tisch treten sehen. Auch Agnes und Hermann traten hinzu.

Der Ausdruck in Hermann's Zügen erschütterte mich wahrhaft. Nicht nur seine Züge, nein, vom Scheitel bis zur Sohle jede Bewegung, alles war Glaube, Demuth, Liebe. Einen Augenblick ging meine Schwäche und Verwirrung so weit, daß ich wünschte, auch wieder so gläubig zu sein. Agnes bot einen rührenden Anblick dar. Wie erdenentrückt kniete sie da. Aber das faßt mich doch weniger; man könnte ihre Richtung eben so gut Schwärmerei nennen. Sie ist auch so ganz anders beanlagt als ich; sie hat nie verglichen, nie gezweifelt, in diesen Dingen sicher nie gekämpft. Aber Hermann hat das Gleiche durchlebt wie ich; mit der Riesenstärke eines Samson hat er an allem gerüttelt — und ist zu diesem Resultat gekommen. Ich kann es nicht leugnen, er ist gescheidter, als ich. Sollte er vielleicht auch — — ach, Dummheit, ich will nicht weiter denken.

Bei dem Frühstück strahlten die beiden ordentlich vor Freude. Tante, die in eleganter Morgentoilette etwas abgespannt in einem Sessel lehnte, meinte: „Man sollte wirklich kaum glau-



ben, daß ihr um vier Uhr in der Kirche waret, so frisch und vergnügt seht ihr aus."

"Gerade das ist wohl der Grund," entgegnete Hermann und nickte Agnes zu.

Ich wurde noch verstimmter, als ich schon war; die verkürzte Nachtruhe machte sich doch bei mir geltend. Dazu kam ein Brief aus dem Kloster. Eine der Schwestern schrieb mir mit der Herzlichkeit, wie man nur an jemand schreibt, mit dem man sich auf gleichem Boden weiß.

Wie würden die guten Seelen dort sich entsetzen, wenn sie wüßten, was im letzten halben Jahr aus mir geworden ist! Ihre Art, zu denken, ihre Ausdrucksweise klang wie ein Märchen aus alter Zeit und stimmte mich wehmüthig. Wie rasch schüttelt der Verstand einen Irrthum ab, wie frei fühlt er sich danach; aber wie fest klammert sich das Herz an alles, was ihm einstens theuer war: so fast, als könnte es nicht davon los.

Wie sind doch diejenigen zu beneiden, bei denen entweder der Verstand oder das Herz den Vorrang hat! Aber diese Gleichheit zwischen beiden, wie bei mir — „der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug“ — das heißt wirklich zu ewigem Kampf verurtheilt sein!

Von Herzen

D. G.



## 29

Den 29. December.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber das Zusammensein mit Hermann ist nicht, wie ich es mir gedacht. Seit er hier ist, habe ich keine ruhige Stunde gehabt. Man sagt zwar, daß Liebe, besonders ehe sie ausgesprochen, das mit sich bringe; und zum Theil liegt in diesem Harren auf eine Erklärung von ihm der Grund meiner Unruhe. Aber fast mehr noch als das quält mich seine religiöse Richtung. Ich kann es nicht fassen, daß dieser Kopf solche Wege geht, und mit so voller Ueberzeugung. Sein ganzes Wesen ist davon durchdrungen; ich glaube, nicht für alle Ehren der Welt würde er um ein Jota davon abweichen. Ich dachte wirklich, ich sei selbständiger geworden, und ich bin es auch; aber seinem Einflusse kann ich nicht widerstehen. Auch ohne daß wir über derartiges reden, werde ich von den ärgsten Zweifeln geplagt, ob ich das Rechte gewähle. Ein Wort von ihm weckt oft tausendfache Erinnerungen.

Ach, daß man doch neu auf die Welt kommen könnte, um nichts mehr von dem alten Menschen



übrig zu behalten! Ich bin gar nicht schwerlebig; aber manchmal könnte ich doch eine gute Dosis Leichtsinns mehr gebrauchen. Neulich neckte mich mein Onkel in Hermann's Gegenwart mit all' meinen Verehrern; aber das schien bei ihm gar keinen Eindruck zu machen. Gestern, als mehrere junge Herren Besuch machten, und Hermann auch im Empfangszimmer war, blieb er trotz der Liebenswürdigkeit, mit welcher man mich überhäufte, vollständig kalt. Ich merkte nur, daß er scharf beobachtete. Als der letzte Besuch sich empfahlen, und ich das Zimmer verlassen wollte, ging ich an Hermann, der am Kamin stand, vorüber. Er sah mich an; aber es war kein Blick, der um Liebe flehte. Eher lag etwas darin wie ein Vorwurf. Fast unhörbar flüsterte er mir zu: „Elisabeth, nur eines thut noth.“ Wie Feuer fielen diese Worte auf mein Herz; er war offenbar unzufrieden mit mir. Ich hatte das Gefühl, als ob auch die heiligste Versicherung meiner Liebe für ihn allein diesen vorwurfsvollen Blick nicht geändert haben würde. Wenn ich ihn nicht so unsagbar liebte, ich würde wahrhaftig wünschen, ich hätte ihn nie gesehen.

Adieu, mein Herz. Vielleicht wendet sich doch noch alles zum Guten. . . .



Dir und deiner lieben Mutter ein frühliches  
neues Jahr! Ach, Hedwig, mir ist so bang...

D. G.

### 30

Den 4. Januar.

Ich habe qualvolle Stunden erlebt; es drängt mich, dir mein Herz auszuschütten. Denke dir: ich glaube, Agnes und Hermann sind heimlich verlobt. Dufels Angst, Agnes wolle in's Kloster gehen, war sehr überflüssig; sie hat den Gedanken gewiß längst aufgegeben. Der Verkehr zwischen Agnes und Hermann ist allerdings von dem eines Brautpaares, selbst wenn sie es noch geheim halten wollen, himmelweit verschieden. Zwar sind beide auch ganz anders wie andere Menschen. Wenn Agnes aber Hermann liebte, ohne daß er sich bei ihr ausgesprochen, ohne daß sie seiner Neigung gewiß wäre, dann könnte sie unmöglich so ruhig, so sicher mit ihm verkehren, wie sie es thut.

Ich glaube auch, Hermann könnte den ganzen Tag mit mir sprechen, ohne daß die leiseste Regung der Eifersucht in ihrem Herzen auf-



stiege. Und mich beunruhigte es schon, wenn ich nur wußte, daß sie zusammen in der Kirche waren. Wodurch mir meine Vermuthung fast zur Sicherheit geworden, will ich dir jetzt erzählen.

Auf gestern Abend waren einige Gäste gebeten; auch Commerzienrath Vibrecht mit seiner Tochter hatte angenommen. Fräulein Antonie ist geradezu eine Schönheit; sie soll im vorigen Winter die Königin der Bälle gewesen sein. Mittags bei Tisch war viel die Rede von ihr. Onkel neckte Hermann, indem er ihm den Rath gab, sein Herz in Acht zu nehmen; denn wer in Antoniens Nähe komme, um den sei's geschehen.

„Das scheint ja äußerst gefährlich zu sein,“ scherzte Hermann; „was meinst du, Agnes?“

Sie antwortete nichts, sah ihn aber mit einem so strahlenden Blicke an, der weit mehr sagte, als Worte es vermochten. Und dieser eine Blick machte mir zur Gewißheit, was ich in den letzten Tagen dunkel geahnt, wovor ich zitterte in unsäglicher Angst.

Je mehr ich Hermann kennen lernte, je theurer ward er mir, und ich gab mich der süßen Hoffnung hin, daß auch ich ihm nicht gleichgültig sei. Und jetzt begreife ich erst meine



Blindheit. Alle Liebenswürdigkeit, die er mir erwiesen, alles Interesse seinerseits, es galt nicht mir im eigentlichen Sinne; nein, er wollte mich wieder zum Christenthum zurückführen. Welch' eiteler Wahn!

Seit gestern bin ich wie zerschlagen; mein Kopf brennt wie Feuer. Ich dachte immer, ich sei zu stolz, um eifersüchtig zu sein; und jetzt — ich kann Agnes nicht ansehen, ohne daß mir der Athem stockt. Ach! warum mußte gerade dieser Hermann meinen Weg kreuzen, warum hat gerade ihn die Natur so einzig schön gebildet! Warum?

D. G.

### 31

Den 5. Januar.

Was sind all' die naiven Vorstellungen von Hölle und bösen Geistern, von Feuer und Schwefel gegen die Hölle, die wir im eigenen Herzen tragen! Wer nicht aus sich weiß, was Hölle ist, wem man es erst sagen muß, der hat nie eine unerwiderte Liebe im Herzen getragen. Meine Tante fand mein angegriffenes Aussehen sehr be-



denklich und ließ den Arzt rufen. Er verordnete Stahlpulver. Stahlpulver! — gegen Höllequalen. Hinaus möcht' ich es rufen in alle Welt, wie verrückt die Menschen sind. Oder ist mir das Hirn verbrannt?

Oft stehe ich, die fieberheiße Stirne gegen die eisige Fenster Scheibe gedrückt, und schaue über die verregneten Dächer in den grauen Himmel. Trostlos wie mein Inneres sieht er aus. Mir ist, als müßte ich den Verstand verlieren, wenn ich ihn nicht schon verloren habe! Lesen kann ich nicht mehr; ich sehe Buchstaben, Worte ohne Sinn. Selbst Goethe in seiner olympischen Ruhe widert mich an. Wenn ich nur nicht das strahlende Gesicht von Agnes immer sehen müßte! Wie kann sie Hermann nur genügen? ihm, mit dem weltumfassenden Geiste! Er muß sich zu ihr doch hinabneigen, wie zu einem Kinde. Unfaßlich ist es mir, wie er in dieser einen Sache so blind sein kann. Aber der kleine Liebesgott legt ja so gern eine Binde vor die Augen seiner Opfer.

Was mögen die beiden nur vorhaben, warum dies Geheimniß? Weshalb spricht Hermann seine Wünsche Dunkel und Tante gegenüber nicht aus? Er verdient noch nichts; aber Agnes ist ja reich



genug. Was zögern sie? Kannst du's begreifen?  
Meine Briefe sind wie Seufzer, verzeih'!

D. G.

### 32

Den 7. Januar.

Das konnte ich nicht mehr ertragen, ich mußte Klarheit haben; ich wollte, was ich gesehen, auch noch hören — es ließ mir keine Ruhe mehr. Gestern Abend ging ich zu Agnes in's Schlafzimmer. Sie war gerade damit beschäftigt, ihr langes, schwarzes Haar zubürsten, das wie ein Mantel um sie herum hing.

Sie erstaunte, mich noch zu sehen, und erkundigte sich, ob mir etwas fehle.

„Agnes,“ sagte ich, und meine Stimme zitterte, „ich habe eine große Bitte: willst du mir eine Frage beantworten?“

„Gern,“ sagte sie, „wenn ich es kann.“

„Du kannst es,“ entgegnete ich. „Aber auch, wenn du dadurch ein Geheimniß verrathen müßtest?“

„Ich habe kein Geheimniß zu verbergen,“ sagte sie.



„Wie, du hättest nicht?“ frug ich und sah sie scharf an.

„Nein,“ erwiderte sie mit einer so kindlichen Unbefangenheit, daß ich meinen Ohren nicht traute.

Ich schwieg eine Weile, während sie fortfuhr, ihr Haar zu ordnen.

„Warum fragst du denn nicht, Elisabeth?“ unterbrach sie das Schweigen; „du hast mich ganz neugierig gemacht.“

Die Stimme versagte mir, und nur im Flüster-ton brachte ich die Worte hervor: „Agnes, liebst du Hermann?“

Sie schüttelte das Haar zurück und sah mich ganz freimüthig mit ihren glänzenden Augen an, indem sie sagte: „Wie sollte ich nicht?“

„So ist es denn wahr, ich habe mich nicht getäuscht“ — ich wandte mein Gesicht ab, um meine Thränen zu verbergen.

„Was ist dir, liebe Elisabeth?“ fragte sie.

„Nichts, es geht vorüber,“ entgegnete ich, indem ich vergebens nach Fassung rang. „Gute Nacht, Agnes.“

Sie hielt meine Hand fest, als ich sie ihr bot. „Ich verstehe dich gar nicht, Elisabeth. Wozu diese Frage? Weshalb bist du so erregt?“



Ist es möglich, Hermann zu kennen und ihn nicht zu lieben? Liebst du ihn nicht auch?"

Ich starrte sie verwundert an. „Bist du wirklich noch ein solches Kind, daß du gar nicht weißt, was Liebe ist? Ich denke, du bist mit Hermann verlobt? Da müßtest du doch wissen, sofern dein Gefühl für ihn überhaupt den hehren Namen der Liebe verdient, daß sie sich nicht mit andern in das Herz des Geliebten theilen kann. Dort ist sie allein die Königin und darf nichts neben sich dulden.“

„Halt ein, Elisabeth,“ sagte sie ernst, fast streng; „wohin verirrst du dich? Hast du vergessen, daß ich in's Kloster gehe — hast du es nicht selbst einstens gewollt?“

Sie mahnte mich an diesen Traum — doch der ist verschluckt von dem Strahle tieferer Erkenntniß. Kloster und Gefängniß sind für mich jetzt gleichbedeutend.

„Hast du diese Schwärmerei noch im Kopfe?“ fragte ich.

„Veruf ist keine Schwärmerei!“

Ich hatte durchaus keine Lust, auf eine Auseinandersetzung dieser Frage mich einzulassen: war ich doch viel zu glücklich über das Gehörte. Alles war also nur meine eigene Einbildung ge-



weisen! Aber eine Frage mußte ich noch stellen, so sehr auch mein Stolz sich dagegen sträubte; mein Herz verlangte sie.

„Agnes,“ sagte ich, „du kennst Hermann so gut — hat er zu dir wohl über mich gesprochen?“

„Ja,“ sagte sie kurz.

„O sag' mir, was er von mir denkt: bin ich ihm nicht gleichgültig? Nimmt er Interesse an mir? O, ich bitte dich, laß mich wissen, was du weißt.“

„Du mußt es ja merken, Elisabeth, wie warm sein Interesse für dich ist.“

„Du mißverstehst mich doch nicht wieder, Agnes? Ich meine nicht jene allgemeine Menschenliebe, sondern die ganz persönliche. Glaubst du, daß es seine Gedanken beschäftigt, wie ich für ihn fühle?“

Agnes sah mich ruhig an und sagte: „Ich verstehe dich. Sein Leben würde er für dich, für jeden seiner Mitmenschen hingeben, sein Herz aber gibt er keinem.“

„Das ist nicht möglich,“ rief ich aus, „so ist er nicht. Er ist voll Lebensmuth, voll Jugendfrische; sein Herz wird verlangen nach einem Menschen, der ihn versteht.“



„Täusche dich nicht,“ unterbrach mich Agnes;  
„ich weiß das besser.“

„Was weißt du denn? So sage es doch und  
laß mich nicht um jedes Wort betteln.“

„Ich wollte dich schonen,“ sagte sie; „aber  
ich sehe, hier darf ich nicht schweigen: Hermann  
wird Priester.“

O Hedwig, wenn du je geliebt, dann wirst  
du begreifen, wie dies eine Wort mich vernich-  
tete. O, diese Kirche mit ihren eisernen, un-  
menschlichen Gesetzen! Nach dem Schönsten und  
Edelsten wirst sie ihre Neze aus und fragt nicht,  
ob sie die Herzen mordet.

„Opfer fallen hier,  
Weder Lamm noch Stier,  
Aber Menschenopfer unerhört.“

Ach, wie glücklich, wie unbeschreiblich glück-  
lich wären wir mit einander geworden!

D. G.

### 33

Den 9. Januar.

Er ist fort. Es war eine Stunde, so dunkel,  
so trostlos, voll des Jammers. Er kam in das



Wohnzimmer, wo ich allein mit einer Handarbeit beschäftigt saß, um mir Lebenswohl zu sagen.

Zitternd legte ich meine Hand in die seine; fest umschloß er sie mit Manneskraft, indem er sein Auge ernst auf mich richtete, und sagte: „Verlassen Sie Ihren Gott nicht, Elisabeth, auf daß er Sie nicht verlasse.“ Ich war keines Wortes fähig; es wurde mir schwarz vor den Augen; nur wie im Traum hörte ich, daß die Thüre sich schloß. Thränenlos starrte ich in die Zukunft, in ein leeres, ödes Nichts.

Ach, und jetzt all' die Gedanken, all' die Erinnerung — wie Grabeshauch! Wohin soll ich mich flüchten? Die Menschen kann ich nicht ertragen; wie eine Gliederpuppe sitze ich unter ihnen. Meine Worte sind sinnlos zusammengefügtes Gemurmel, mein Lachen eine Grimasse. Und die Einsamkeit? Da muß ich mit mir selbst verkehren, und dieses Selbst ist mein fürchterlichster Feind.

Was soll nun werden? Rathlos stehe ich da vor dem Abgrund meines eigenen Herzens. Mein Geist ist krank, mein Körper fieh — gebrochen meine Kraft, auf die ich einst so stolz war. Gläubige Menschen würden zu den Füßen eines Priesters niederknien, ihr Leid vor ihm auszu-



weinen — aber ich? Was sollte mir ein Priester? Er würde mir von Gott sprechen, dessen Existenz mir eine Frage; er würde mich ermahnen, zu beten — Hedwig, zu wem?

D. G.

### 34

Den 30. Januar.

So kann es nicht mehr fortgehen, das hieße lebendig begraben sein. Ich muß mir selbst entfliehen, mich zerstreuen, mich vergessen; sonst ist's um mich geschehen; — nicht um mein Leben, aber um meinen Verstand. Mit Schauern denke ich an das Irrenhaus! Nur so viel Vernunft besitze ich noch, um meinen Zustand zu erkennen. Ob ich ihn noch heilen kann? Ich zittere vor der Frage. Die Zeit ist günstig. Jeden Tag sind wir zu drei oder vier Gesellschaften eingeladen. Ich bitte immer Tante und Onkel, diejenigen anzunehmen, bei denen getanzet wird. Wenn ich zu der hüpfenden Musik auf dem Parquet dahin fliege, dann komme ich in einen vollständigen Taumel, der mich für Augenblicke meiner Qual enthebt; ich fühle dann nichts mehr, als



den Rhythmus in meinen Gliedern. Die jüngsten Tänzer sind mir die liebsten. Nur keine ernste Unterhaltung: das gedankenloseste Geplauder ist jetzt meine Kost. Die schlimmen Geister haben leisen Schlaf; ein einzig Wort, das etwas tiefer geht, und wie Gespenster stehen sie um mich her.

So geht die halbe Nacht mit Tanzen hin, und die andere Hälfte schlafe ich vor Erschöpfung, meistens sogar bis weit in den Tag hinein. Oft muß ich mich beeilen, um zur Besuchsstunde im Salon zu sein oder mit Tante auszufahren. Am liebsten ist mir's, wenn alles sich drängt und in Hast und Eile gehen muß; nur keine Ruhe, nur nicht denken — nicht fühlen!

Agnes sehe ich wenig, außer bei den Mahlzeiten, d. h. des Mittags; wenn sie frühstückt, bin ich noch nicht unten, und des Abends sind wir nie zu Hause. Innerlich werden wir uns täglich fremder. Ich glaube, das gute Kind sieht in mir ein verlorenes Schaf, für das es beten geht. Schade um die Zeit, die damit vergeudet wird; sie sollte lieber etwas lesen.

Aber wie einseitig, wie engherzig sie auch darin ist! Wirklich unbegreiflich. Meinst du, sie läse ein Buch, welches ich ihr gebe? Bewahre; sie gibt es mir mit irgend einer freundlichen



Ausrede zurück, während sie von Hermann alles blindlings annahm, ohne auch nur den Titel anzusehen.

Kannst du mir vielleicht einige spannende Romane angeben? Etwas anderes kann ich jetzt nicht lesen. Auf den Kunstwerth kommt's mir gar nicht an; ich würde ihn nicht einmal herausfinden, denn dazu gehört eine gewisse Seelenruhe, die mir vollständig fehlt. Packende Situationen, je greller, desto besser. Ich habe in den letzten vierzehn Tagen unglaublich viel verschlungen.

Adieu für heute; eben wird der Friseur gemeldet; es ist schon halb sieben Uhr, die höchste Zeit zur Toilette.

D. G.

### 35

Den 24. Februar.

Wie lange habe ich dir nicht geschrieben; aber ich fand wirklich keine Zeit dazu, und nun kam zu all' dem Gesellschaftsleben noch eine prächtige Eisbahn. Sei nicht böse; ich habe dich nicht vergessen, gewiß nicht. Ich laufe jeden Tag meh-



rere Stunden Schlittschuh. Du weißt, ich hatte es auf dem Teich im Klostergarten gelernt; aber das war ein dürftiges Vergnügen. Hier jedoch auf der großen, weiten Fläche ist es eine wahre Lust. Tante beschenkte mich mit einer Toilette, die besonders für das Schlittschuhlaufen gemacht ist, knapp und fest; grüner Sammet mit grauem Pelz garnirt. Man nennt mich die Eisfee. Nachmittags spielt gewöhnlich Militairmusik; dann führen wir Quadrillen auf und sonst allen möglichen Unfinn, was gerade dem einen oder andern einfällt. Es wäre ein lustiges Leben, wenn mir am Herzen nicht der Gram nagte. Zuweilen schlummert er wohl den Schlaf der Betäubung . . .

Ich will lieber nicht darüber schreiben, sonst fange ich wieder an zu denken, und ich will nicht mehr denken; denn es richtet mich zu Grunde. Diesen Sommer dachte ich immer, es müsse sehr beglückend sein, so verehrt und bewundert zu werden wie Tante; jetzt stehe ich ihr kaum darin nach, wenngleich es in einer andern Art ist, als bei ihr — und ach, wie unglücklich sieht es in meinem Herzen aus! Noch vor Weihnachten nahm ich die Huldigungen mit einer gewissen Ueberraschung freudig entgegen; jetzt sind sie mir



zur Gewohnheit geworden. Aber um alles in der Welt könnte ich sie nicht entbehren. Manchmal überkommt mich ein Gefühl, als möchte ich mich rächen für meine unerwiderte Liebe, indem ich andere eben so unglücklich mache, wie ich es bin. Es ist nicht edel, aber doch natürlich. Sonderbar: nur gegen den, der mich so unglücklich gemacht, empfinde ich keine Spur von Groll. Ach, Hedwig, nur ein Blick der Liebe aus seinem Auge — zu seinen Füßen würde ich nieder sinken, und alles Leid wäre geschwunden.

In letzter Zeit versuchte ich mich einmal wieder an etwas ernsterer Lectüre; aber es geht schlecht damit. Mir ist's fast nicht möglich, meine Gedanken an das Gelesene zu fesseln; sie wandern über das Buch hinaus in die Weite, wandern, wandern bis . . .

Ach, Hedwig, wie wenig vermag der Mensch über sich selbst! Sollte es wirklich wahr sein, was der Arzt mir neulich sagte: der Mensch habe keinen freien Willen? Wir bildeten uns ein, meint er, uns selbst zu bestimmen, und handelten nur nach unwandelbaren Gesetzen. Ein graufiger Gedanke — und doch . . . Ich weiß nur nicht recht, wie sich von diesem Standpunkte aus die Welt gestalten sollte. Dürfte man dann noch



einen Verbrecher verurtheilen? Im Gegentheil, man müßte ja das Gesetz in ihm ehren. Tugend wäre also nur ein Wort — ein Traum? Ich kann mir nicht denken, wie gescheidte Köpfe sich das zurecht legen, ohne sehr inconsequent zu sein. Man weiß wirklich in diesem Wirrwar gar nicht mehr wohin.

In alter Liebe

D. E.

### 36

Den 2. März.

Der Gedanke über die Unfreiheit unseres Willens hat mich in letzter Zeit sehr beschäftigt. Ich ließ unserm Arzt, der wegen Agnes öfters kam, da sie mehrmals kleine Fieberanfälle hatte, gar keine Ruhe, und ich glaube, er hat schon recht bedauert, daß er mich einen Blick in den tiefen Zusammenhang der Dinge thun ließ. Er gab mir endlich ein kleines Buch, „Gehirn und Geist“ betitelt. Danach ist jede Willensfreiheit nichts als eine Selbsttäuschung; denn das, was wir Seele nennen, ist nur eine verfeinerte Materie, und diese Materie producirt Wünsche, Ge-



danken, Entschlüsse. Es ist alles so fabelhaft natürlich darin erklärt, daß es einem einleuchten muß. Anfangs glaubte ich, von meiner Menschenwürde etwas hergeben zu müssen, wenn ich diese Ansicht theilte; aber je mehr ich mich in die Sache hinein gedacht, je weniger scheint mir das der Fall zu sein.

Durch Lessing und Goethe war ich ja schon dazu gekommen, dem Einheitsprincip zu huldigen; nur faßte ich es in einer vergeistigtern Form auf. Hier in diesem Buche ist dieses Princip der Einheit beibehalten, nur wird es mit klaren Worten in die Materie verlegt. Das scheint mir auch ganz folgerichtig; denn die Materie ist doch da, also muß man, wenn man die Einheit festhalten will, dieselbe in der Materie suchen. Am endlichen Ende zwar ist es nur ein Streit um Worte; denn, ob die Materie sich so verfeinert, daß sie Gedanken erzeugt, oder der Gedanke sich so verdichtet, daß er uns als Materie erscheint, ist im Grunde das Gleiche.

Faust hat wohl Recht, wenn er sagt: „Wort ist Rauch und Schall, umnebelnd Himmelsglut.“

Wäre ich dem Pantheismus ganz bis auf den Grund gegangen, dann hätte ich ja längst



einsehen müssen, daß Willensfreiheit auch bei einem so vergeistigten Monismus ein Unding ist.

Merkwürdig ist's, wie das alles so eng zusammenhängt. Ich muß mich nur wundern, wie die Menschen oft so inconsequent sind. Hier glauben sie ein bißchen, und da leugnen sie ein bißchen; darum weiß man nie, wie sie über diesen oder jenen Punkt denken, bis man jede Einzelheit mit ihnen durchgesprochen hat. Und doch läge die Sache mit etwas mehr Logik so einfach, daß man eigentlich nur die eine Frage zu stellen brauchte: Glaubst du an einen persönlichen Gott oder nicht? Und je nach der Antwort muß sich alles übrige daraus mit mathematischer Gewißheit ergeben.

Sieh' Hermann an; er glaubt an einen persönlichen Gott, und schnurstracks führt ihn sein Weg nach Golgatha. Ich glaube nicht daran, und mein Weg führt — führt mich — ach, Hedwig, das Herz krampft sich einem doch zusammen, wenn man's so klar aussprechen soll — ja, er führt zur Auflösung im All.

Dafür will ich aber auch den Augenblick genießen, doppelt und dreifach. Wenn ich's nur erst wieder so recht von Herzen könnte! Aber gut ist's doch, daß ich alles so einsehe, wie ich's



thue. Ich danke schön dafür, wenn's 'mal an's Sterben geht, vom Schickſal abgefertigt zu werden: „Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen.“ Ich will keine Hoffnung, ich will Wirklichkeit.

Ich bin nur froh, daß ich wieder denken kann. Bei mir war wirklich auch „Gefühl“ alles, und wahrlich kein erquickliches.

Jetzt kommt bald die Faſtenzeit, woran man ſich hier zwar nicht ſehr ſtört; aber die größern Geſellſchaften werden doch meiſtens vor Faſtnacht gegeben. Bis dahin werde ich hoffentlich ſo vernünftig ſein, wieder etwas mehr Ruhe vertragen zu können. An Zerſtreuungen wird es übrigens doch nicht fehlen. Auf dem Theater ſteht ſchon allerhand Intereſſantes in Ausſicht, unter anderm ein Cycluſ Shakeſpeare'ſcher Stücke, worauf ich mich ſehr freue. Ich ſah noch gar nichts von Shakeſpeare, und es gehört doch zur Bildung. Er ſoll zwar ſehr draſtiſch ſein, und da ich durch Goethe ſo verwöhnt bin, daß ich vor allem Unzarten zurüchſchreke, wird er mir vielleicht nicht ſehr behagen.

Schreibe bald. In Liebe

D. G.



Den 8. März.

Das ist ein Treiben! Gut, daß ich nicht mehr denke, dereinst von jedem Worte Rechenschaft ablegen zu müssen; du glaubst nicht, was ich den Tag über zusammenschwage. Polzki und Grunau, zwei Offiziere, machen mir kolossal den Hof. Täglich treffen wir uns auf dem Eis; ich kann dir sagen, der Mund steht mir nicht still. Nun solltest du die Eifersucht der beiden sehen: es ist gar zu komisch. Laufe ich mit dem einen, dann steht der andere da so unglücklich und steif, als hätte er eine Elle gefrühstückt. Mit beiden zugleich laufe ich nicht mehr; das kann der Beste nicht aushalten. Sie redeten immer alle beide, so daß mir's ganz toll im Kopfe wurde. Die Geschichte macht mir einen Riesenspaß; ich komme dadurch wieder etwas in's Gleichgewicht, welches ich durch meine Liebe zu Hermann so gänzlich verloren hatte. Rache ist ja ein abscheuliches Wort; aber es ist nicht zu leugnen, in unserer Natur liegt etwas, das nach Ausgleichung verlangt. Hier fühle ich meine Macht; du glaubst nicht, wie gut das thut nach



der Niederlage bei Hermann. Ich weiß, ein Blick von mir, ein Wort, in weicherm Ton gesprochen, spendet hier Seligkeit, dort Höllepein. Die Zeit der Troubadoure muß reizend gewesen sein.

Gestern allerdings wurde mir einen Augenblick ganz bang um Polski; er ist ein heißblütiger, leidenschaftlicher Mensch. Ich lief etwas länger als gewöhnlich mit Grunau, und Polski glaubte sich zurückgesetzt. Wie verstört stand er da! Ich war aber nachher doppelt liebenswürdig gegen ihn, und als wir uns trennten, drückte er mir die Hand so herzlich wie noch nie. Ich glaube wahrhaftig, die beiden bilden sich gar ein — solche Jungs — eh' mir das einfiel!

Gelt, ich schreibe recht langweilig? Ich bin ein bißchen dämlich. Wenn man stundenlang in der kalten Luft gewesen ist und nachher in's Warme kommt, wird einem der Kopf so dick und schwer.

Von Herzen

D. E.

### 38

Den 11. März.

Mir muß auch jede Freude sich in Leid verwandeln! Denke dir, ist es nicht schrecklich?



Kommt mein Onkel gestern nach Hause mit der Nachricht, Polski sei im Duell mit Grunau gefallen und sofort todt geblieben.

„Was war die Ursache des Duells?“ frug ich gespannt.

Streng sah der sonst so gutmüthige Onkel mich an und sagte: „Ich fürchte, du kennst sie.“

„Onkel!“ rief ich entsetzt, „ich kann wirklich nichts dafür, ich habe mich nur amüsirt.“

„Mit Herzen spielt man nicht, Elisabeth.“

„Wie konnte ich denn ahnen . . .“ stammelte ich; aber der Athem stockte mir, ich bekam einen Weinframpf.

Tante bestellte gleich ein Brausepulver und verwies es ihrem Gatten sehr, mich so beunruhigt zu haben. Als der Onkel das Zimmer verlassen hatte, bettete sie mich auf das Sopha und tröstete mich auf die liebevollste Weise.

„Sei ganz ruhig, Elisabeth; ich bin überzeugt, du kannst nichts für dieses traurige Ereigniß. Die Männer sind zu sonderbar; sie können sich gar nicht beherrschen, und dann geben sie uns die Schuld.“

Sie hat gewiß Recht — aber ich kann manchmal . . . ich wollte nur, Polski wäre erst begraben.

D. E.



Den 26. März.

Es geht mir wieder ganz gut. Als ich dir zuletzt schrieb, war mir's wirklich, als ob ich krank würde. Aber die Tante — nein, du glaubst nicht, wie sie für mich sorgt! Sie machte gleich am nächsten Tage den Vorschlag, einen längst versprochenen Besuch auf einem benachbarten Gute auszuführen. Wir blieben acht Tage dort; so entging ich dem vielen Reden über den Unglücksfall. Auch that die fremde Umgebung mir wohl. Das Wetter war günstig; ich konnte mit Tante manchen schönen Spaziergang machen. So lange hatte ich kein ruhiges Zusammensein mit ihr genossen. Jetzt fühle ich mich noch mehr zu ihr hingezogen als bisher; unser innerstes Wesen wird sich immer näher verwandt. Neulich sagte sie am Ende einer langen Unterhaltung, als ich wieder ganz geblendet von ihrem Wissen war: „Und doch, wir suchen, um nie zu finden, Elisabeth. Wir leben nur, um zu vergehen — Eintagsfliegen in dem unendlichen All.“ Jetzt verstehe ich den Hauch von Schwermuth so gut, der sich



oft wie ein Schleier über ihre wundervollen Augen legt.

Doch nun zu dir. Du armes, armes Ding mußt eine Stelle annehmen? Wenn ich das sollte! . . . Lieber thäte ich — ich weiß nicht, was. Aber ich will an dich denken, wenn ich von etwas Passendem höre.

Du fragst nach Agnes, möchtest wissen, ob sie wieder gesund ist. Ich muß gestehen, ich weiß es nicht einmal. Sie klagt nie und hat ein Talent, wie unsichtbar durch's Leben zu schlüpfen. Ich aber habe so viel anderes im Kopf, daß ich ihre Existenz wirklich zeitweise ganz vergesse.

In alter Liebe

D. G.

## 40

Den 31. März.

In was für einen Zustand bin ich gerathen, wer hätte das ahnen können! Ich schrieb dir ja, daß auf dem Theater ein Cylus Shakespeare'scher Stücke gegeben werden sollte. Einige Tage vorher blätterte ich etwas in seinen Werken; aber es war mir ganz unmöglich, meine Ge-



danke zusammen zu halten. Da komme ich in's Theater, sehe Hamlet — du glaubst nicht, wie mir wurde. Die ganze dualistische Weltanschauung, in der ich erzogen, ward wieder lebendig in mir mit all' ihren greulichen Vorstellungen von Sünde und Vergeltung. Am folgenden Tage wurde Macbeth aufgeführt, und jetzt — mögen sie geben, was sie wollen, nicht um alle Schätze der Welt bringt man mich wieder hin.

Diese Lady, wahnsinnig aus Gewissensangst über den begangenen Mord, Nachts mit dem Blutfleck, — der Ausspruch des Arztes: „Ihr frommt mehr ein Priester, als ein Arzt.“ . . . Daß ich nicht aufgeschrien habe, war alles. Das Duell stand plötzlich wieder vor mir; meine Hände brannten, als ob auch sie . . . Mehr todt als lebendig kam ich nach Hause.

„Um des Himmels willen, Elisabeth, wie siehst du aus?“ sagte meine Tante, als ich das Kopftuch ablegte. „Hier, nimm gleich einen Schluck Wein. Soll ich dir den Thee auf dein Zimmer schicken?“

„Ich kann nichts genießen — gute Nacht.“ Als ich der Jungfer den Leuchter aus der Hand nahm, zuckte ich so zusammen, daß er zu Boden fiel.



Schon drei Nächte sind darüber hingegangen, und was für Nächte! Meine Augen starren so wach in die Nacht hinein, als wüßten sie gar nicht, was Schlafen ist. Ruhelos laufe ich in meinem Zimmer herum, auf bloßen Füßen, damit niemand mich hört; und lege ich mich endlich ganz erschöpft nieder, so ist es, um bald unter wahren Folterqualen wieder aufzuspringen. Wie ist's nur möglich, daß man durch Einbildung — denn was ist es anderes — so elend werden kann? Was habe ich denn gethan? Kann ich dafür, wenn einer sich um meinetwillen erschießen läßt? Das ist doch kein Mord.

Aber meine Nerven sind in einem so überreizten Zustand; ich glaube wahrhaftig, wenn ich jetzt eine Fliege tödtete, könnte ich mir einbilden, Lady Macbeth zu sein. Und wie Nachts die Gedanken wachsen — unheimlich wie Mondesschatten! Dann fliegen meine Pulse, der Wind heult, die Tapete knistert; ich meine, Gestalten zu sehen, mein Athem stockt, und der fürchterliche Gedanke an einen gerechten Gott steigt wieder in mir auf, allem bessern Wissen zum Troß.

Ich weiß ja, dieses Gespenst meines Lebens ist weiter nichts, als daß bestimmte Theilchen



meiner Gehirnmasse, die durch solche verkehrte Vorstellungen einmal in Schwingung versetzt worden sind, bei dem geringsten Anstoß wieder in Vibration gerathen. Aber die klarste Einsicht bringt diese dummen Molecüle nicht mehr ganz zur Ruhe. Weißt du, es ist zwar ein sonderbarer Vergleich, aber ich komme mir manchmal vor wie ein verschlagener Hühnerhund. Ist so ein armer Schelm einmal zur Unzeit geprügelt worden, dann kann die beste Dressur nachher nichts mehr bei ihm ausrichten. Mir scheint, ich kann nur noch zur Wahrheit kommen, nicht mehr zur Harmonie.

Ha, wie ich diesen Shakespeare hasse! Der sollte nur nichts von Gewissen sagen, von Gott und freiem Willen; denn wie könnte er's beantworten, einem Menschen solche Qualen — doch ich will gerecht sein, er war ein Kind seiner Zeit, und mittelalterliche Schatten verdunkelten sein Genie. Da lob' ich mir doch meinen Goethe; der schildert ja auch die Nachtseiten des Lebens, aber wie ganz anders thut er es. Er läßt uns einen tiefen Blick in die innerste Natur seiner Helden thun, und voll des innigsten Mitleids begreift man, daß sie gar nicht anders handeln konnten. Unser Doctor hat wohl Recht; aber



bei Shakespeare ist's eigentlich ein roher Conflict; er läßt die Menschen anders wollen, als sie sollen.

Jetzt ist lichter Tag, Hedwig, da kann ich raisonniren, reflectiren, analysiren; kommt aber die Nacht — alles ist vorbei.

Deine beklagenswerthe Elisabeth.

## 41

Den 10. April.

Du weißt gewiß gar nicht, was du aus meinem letzten Brief machen sollst, und daher schweigst du. Ich nehme es dir nicht übel; glaube nur, ich weiß es selbst nicht. Ich bin wirklich zu einfältig. Weil vor einigen hundert Jahren ein Engländer eine überreizte Phantasie hatte, der es zum Unglück auch noch verstanden hat, die Feder zu führen, deshalb kann ich jetzt Tag und Nacht keine Ruhe finden. Ich bin dumm genug, das Ungleichartigste zu vergleichen: einen Mord mit einem Duell.

Vorgestern Nacht war ich ein bißchen eingeschlafen, träumte aber gräßliche Dinge — Blut, lauter Blut, dazwischen Polski's Gesicht. Ich



muß wohl sehr geschrien haben, denn Agnes kam ganz bestürzt herüber und fragte, was mir fehle. Ach, ich war so froh, nur ein lebendes Wesen zu sehen. Weinend schlang ich meine Arme um ihren Hals.

Aber das sage ich dir, Hedwig, man soll sich nie, nie von frommen Leuten trösten lassen. Wenn sie's noch so gut meinen, sie beunruhigen einen nur noch mehr. Rieth mir Agnes doch wahrhaftig, zu den Sacramenten zu gehen, dort würde ich Ruhe finden. „Ach, Agnes, Agnes,“ rief ich: „Eurer Priester himmende Gesänge und ihr Segen haben kein Gewicht.“

Agnes schüttelte den Kopf und sah mich mit-leidsvoll an.

„Das verstehst du nicht,“ sagte ich.

„Es ist leicht zu verstehen,“ entgegnete sie; „aber mit Gottes Hülfe werde ich es nie gut heißen.“

„Du weißt noch nicht, wie schwer das Leben ist,“ seufzte ich.

„Schwer ist wohl nur die Sünde,“ entgegnete sie; „alles andere ist ja Gnade.“

Das sollte ein Trost sein! War es nicht mir in's Gesicht gesagt, ich hätte gesündigt? Wirklich, es ist unerhört, so etwas — mir!



Und doch, es ist sonderbar, ganz von Herzen böse kann ich diesem Kinde nicht sein, mag mich das, was sie sagt, auch noch so sehr empören. Ihre Art, ihr ganzes Wesen ist dann wieder so rührend, daß man fast nichts erwidern kann.

Ehe sie mich verließ, trocknete sie mir die Thränen ab, kühlte meinen heißen Kopf mit einem feuchten Schwamm und sagte, indem sie mich küßte: „Vergiß nicht, daß der Heiland den in Dornen verstrickten Schäfchen mit doppelter Liebe nachgeht.“

Ach, Hedwig! —

## 42

Den 15. April.

Dein Brief durchkreuzte meine Wünsche und Pläne. Ich hatte mich gerade entschlossen, bei dir anzufragen, ob du mich Ostern für einige Wochen aufnehmen könntest, weil ich Hermann aus dem Wege gehen möchte, — da kommt dein Brief mit der Nachricht, daß du eine Stelle angenommen, und noch dazu in einem Kloster! Wie kannst du nur so etwas thun? Du wirst wieder ganz einseitig werden; es ist mir wirklich



ein gräßlicher Gedanke. Was fange ich nur an, wenn Hermann kommt? Ich weiß keinen Ausweg. Es wird eine wahre Folter für mich werden. Ich habe nie gedacht, daß das Leben so abscheulich sein könnte.

## 43

Den 20. April.

Zwei Nächte habe ich geschlafen, prachtvoll; es lebe die Medicin! Weißt du, was ich gethan? Ich fand in der Hausapotheke ein Fläschchen mit Morphinum. Vor dem Schlafengehen nahm ich einige Tropfen und schlief und schlief und erwachte erst spät am Morgen mit einem wonnigen Gefühl. Den Tag über wandele ich wie im Halbschlaf umher und freue mich auf den Abend. Wenn mir je wieder dumme, quälende Gedanken kommen, dann weiß ich, wo ich Erlösung finde; es ist ein herrliches Mittel.

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben, ich war darüber eingeschlafen, und nachher fand ich keine Zeit, weiter zu schreiben.

Denke nur, Hedwig: schon wieder ein Heirathsantrag! Rathe einmal, von wem. Soll ich



dir's sagen? Von Professor Träger. Ich hätte ihm beinahe in's Gesicht gelacht, als er gestern Morgen kam, geschniegelt und gestriegelt, in Frack und Cylinder. Du hättest sehen sollen, wie der gelehrte Herr, der mich einmal so von oben herab behandelt, da saß, vor Verlegenheit beinahe die Quaste des Sessels abdrehete und kaum die Worte herausbringen konnte. Ich bat mir Bedenkzeit aus.

Was würdest du an meiner Stelle thun? Heirathen will ich auf alle Fälle — nichts greulichers, als eine alte Jungfer. Ich bin freilich noch weit davon entfernt; aber so recht gefeiert wird man doch höchstens zwei Winter, — und gegen andere zurückstehen, das wäre mir unerträglich. Dazu kommt noch die dumme Polski-Affaire. Man weiß nie, was das Militair thut; hier spielt es in den ersten Reihen eine große Rolle, und dieser Corpsgeist: sie hängen an einander wie die Kletten. Wenn es auf Polski's Seite steht, was kaum zu bezweifeln, dann bin ich — drunter durch. Verheirathe ich mich aber, dann bin ich fein heraus.

Siehst du, das sind doch ernste Fragen, die erwogen werden müssen, bevor man leichtsinnig „nein“ sagt. Alsdann, du weißt, wie fatal es



mir ist, wieder mit Hermann zusammen zu kommen. Bin ich verlobt, dann ist es etwas ganz anderes; dann kann ich thun, als hätte ich alles vergessen, was zwischen mir und ihm gewesen ist. Mein Stolz verlangt ihm gegenüber eine Genugthuung; er soll sehen, daß ich ihm auch nicht mit einem einzigen Gedanken nachtrauere — wenn's auch zehn Mal nicht wahr ist.

## 44

Den 24. April.

Warum antwortest du denn gar nicht? Ich dachte, du würdest mir umgehend schreiben. Ich möchte doch wissen, was du über den Antrag denkst. Ich kann zu gar keinem Entschluß kommen. Mir ist so dufelig. Wenn ich nur einmal ganz kalt und klar denken könnte! Am liebsten möchte ich meinen Kopf in einen Gletscher stecken. Ich habe gewiß zu viel Morphinum geschluckt. Was soll ich nur thun? Lieben kann ich doch keinen, außer . . . Ich glaube, es wäre am geschiedtesten, ich sagte „ja“; was dann weiter daraus wird, muß ich abwarten. Sicherlich ist's auch das beste Mittel, um Hermann . . . Hedwig, ob ich ihn wohl je vergessen könnte?



Aber er soll es meinen. Glaube mir, mein Stolz geht noch über meine Liebe. Ich habe darin ganz den Charakter eines Mannes.

Mir ist zu schwindelig; ich kann nicht mehr schreiben.

## 45

Den 26. April.

Dein abrathender Brief kam zu spät. — Der Würfel war gefallen: ich bin verlobt. Ich hatte die Sache auch mit Tante reiflich überlegt. Sie meinte, ich solle nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß ich Professor Träger nicht schwärmerisch liebte; ein solches Gefühl vergehe oft rasch; aber in dem Professor hätte ich einen Halt für's ganze Leben, an der Seite eines solchen Mannes würden meine Fähigkeiten sich noch immer reicher und schöner entfalten. Kurz, sie sprach so überzeugend, daß ich ihr, wie immer, Recht geben mußte. Nun ist es mir aber doch über dem Kopf zusammengeschlagen. Der Professor bat dringend um eine Entscheidung, da er zu einer Philologen-Versammlung nach Paris mußte, und diese Unsicherheit nicht mehr extra-



gen konnte. Mir ist's noch wie ein Traum, ich weiß manchmal gar nicht —. Ich wollte, ich könnte sterben; nein, das nicht. Aber todt sein möchte ich, ganz todt — Nichts.

Meine Verlobung wird erst nach Ostern veröffentlicht, weil mein Bräutigam drei Wochen fortbleibt.

Morgen beziehen wir unsern Landsitz; richte also deine Briefe dorthin.

## 46

Villa Malta, den 28. April.

An mir ist eine Schauspielerin verloren gegangen. Du solltest sehen, wie vollendet sicher ich mich bei Hermann benehme. Er ist nämlich seit zwei Tagen hier. Ich behandle ihn ganz gleichgültig, ganz von oben herab. Er sieht mich mitunter forschend an; aber ich sehe über einen solchen Blick hinweg, als hätte er gar nicht mir gegolten. Nie hätte ich gedacht, daß mir in Hermann's Nähe so viel nichtiger Gesprächsstoff einfallen könnte; aber er geht mir gar nicht aus. Das kann ich dir sagen, wenn er gemerkt hat, daß ich ihn liebte, dann muß ihn mein ganzes



Wesen jetzt vom Gegentheil überzeugen. Er dachte gewiß, ein in Liebe zu ihm vergräntes Geschöpf zu finden. Aber wenn ich daran zu Grunde ginge, ich habe meinen Stolz; er ist mein treuester Begleiter und hilft mir über gar vieles weg. Von meiner Verlobung weiß Hermann noch nichts — von mir selbst soll er sie erfahren. Ich hat Dunkel, bei Hermann darüber zu schweigen. Gestern konnte er's nun doch nicht lassen, im Scherz eine Andeutung zu machen; aber Hermann war zu ahnungslos, um sie zu verstehen.

## 47

Den 29. April.

Seit einer halben Stunde laufe ich in meinem Zimmer auf und ab und halte mir mit beiden Händen die Schläfen; sie hämmern, als ob sie zerspringen wollten. O, ich thörichtes Geschöpf, gegen die Allmacht der Liebe kämpfen zu wollen — sind nicht Männer da zu Kindern geworden?

Heute Nachmittag saß ich im Wintergarten. Die feuchte, warme Luft, der berauschte Blüthenduft versetzten mich in eine weiche, traumhafte



Stimmung, der ich mich willenlos hingab. Da plötzlich höre ich die Thüre gehen; ich sehe durch die Palmenzweige — Hermann.

„Ich will nicht stören,“ sagte er gemessen; „ich suche nur eine Zeitung.“ Er blätterte in den Zeitungen, die auf dem Tische lagen. In meinen Sessel zurückgelehnt, fächelte ich mir mit der ‚Gartenlaube‘, in der ich gerade gelesen hatte, Kühlung zu.

Hermann wollte sich eben entfernen, da sagte ich: „Haben Sie einen Augenblick Zeit?“

„Gewiß,“ entgegnete er; „womit kann ich dienen?“

„Nicht mit einem Bekehrungsversuch,“ erwiderte ich lachend. „Ich habe Ihnen eine freudige Nachricht mitzutheilen.“

„So?“ sagte er. „Ich bin gespannt.“

„Sie dürfen mir gratuliren; ich habe mich verlobt.“ Mit diesen Worten überreichte ich ihm die Visitenkarte meines Bräutigams.

„Elisabeth!“ rief er aus, „das ist ja entsetzlich!“

Ich blieb kalt wie Eis. „Die Höflichkeit hat nicht an Ihrer Wiege gestanden,“ sagte ich.

„Verzeihen Sie, aber die Nachricht traf mich zu unvorbereitet.“



„Können Sie nur höflich sein, wenn Sie sich darauf vorbereitet haben?“

Er schwieg einen Augenblick; ich sah, wie innere Erregung sich in seinen Zügen spiegelte. — Liebt er mich doch? fragte es jubelnd in mir.

„Elisabeth,“ sagte er in einem so rührend weichen Tone, daß ich kaum noch meine Fassung bewahren konnte, „um des Vertrauens willen, das Sie mir einst geschenkt, lassen Sie mich noch ein ernstes Wort mit Ihnen reden. Wie können Sie, unfertig wie Sie sind, in einen Stand treten, der so heilige Pflichten von Ihnen fordert? Wie können Sie, zerfallen mit Ihrem Gott, mit allem, was Ihnen einst heilig war, den Frieden in eine Häuslichkeit bringen, auf dem allein ein dauerndes Glück beruht? Nur, wer selbst glücklich ist, kann andere glücklich machen.“

„Wissen Sie, ob ich es nicht bin?“

„Wer Sie nur einen Tag beobachtet, weiß, wie es um Ihr Inneres steht. Diese Hast, diese Unruhe, Ihr lautes Lachen selbst — Elisabeth, das Glück steht unter andern Zeichen.“

Wir schwiegen beide. Endlich sagte er: „Gestehen Sie es nur, Sie sind tief unglücklich.“



„Es gibt verschiedene Arten von Glück,“ entgegnete ich.

„Sie kennen nur noch einen Betäubungswahn.“

„Ich fühle mich recht wohl darin.“

„Hat der Unglaube Sie denn so kurzfristig gemacht, daß Sie über dem Heute das Morgen vergessen? Sie können sich doch nicht Ihr ganzes Leben hindurch betäuben; das hält weder Geist noch Körper lange aus, ohne zu erkranken. Bedenken Sie doch, daß eine Stunde kommen wird, in der die ganze Welt vor Ihnen versinkt . . .“

„Sie reden schon jetzt wie ein Pastor; man sollte wirklich meinen, Sie stammten aus einem andern Jahrhundert! Wer stirbt denn heutzutage noch mit Bewußtsein? Wozu wäre denn das Morphinum da? Noch vor kurzem, ich gestehe es offen, habe ich mich auch vor dem Tode gefürchtet; jetzt aber, Dank unserer Wissenschaft, fürchte ich ihn nicht mehr. Unter süßen Träumen wird man Nichts — was will man mehr?“

„O mein Gott!“ rief er aus, „steht es so um Sie!“ Dann trat er näher und sagte: „Elisabeth, ich beschwöre Sie, treiben Sie mit dem Heiligsten kein Spiel, — noch ist die Stimme Ihres Gewissens nicht verstummt.“



„Sie vergessen,“ entgegnete ich, „daß ich nach meiner Ueberzeugung lebe.“

„Ueberzeugung?“ fragte er mit spöttischer Miene. „Der Zweifel ist keine Ueberzeugung.“

„Doch so gut wie eine.“

„So schlecht wie keine.“

„Jede Gedankenfreiheit ist in Ihren Augen ein Verbrechen,“ sagte ich. „Aber gerade von einem Manne, der auf einer so hohen Bildungsstufe steht wie Sie, hätte ich die Geistesfreiheit erwarten können, welche gebietet, jede Ueberzeugung zu achten, wenn dieselbe auch noch so verschieden von der Ihrigen ist.“

„Ich achte jeden, der nach seiner Ueberzeugung handelt, mag sie auch noch so irrig sein; aber den Irrthum an sich verachte ich.“

„Silbenstecherei!“ warf ich ärgerlich ein.

„Bitte, nicht Worte sind's, um die es sich hier handelt, sondern Begriffe.“

„Nun denn, um mit Ihren Begriffen zu reden: nach dem eben Gesagten haben Sie doch keine Veranlassung, auf mich herab zu sehen, als thäte ich ein Unrecht, indem ich mich einer freieren Richtung anschließe. Ich werde mir doch in dem Gewirre der Meinungen diejenige wählen dürfen, die mir am besten zusagt! Was kann ich dafür,



daß ich in diesem Zwange der Kirche erzogen worden bin? Wer dürfte es mir wehren, jetzt, da ich zum Vollbesitze meiner Vernunft gelangt, meinen eigenen Weg zu gehen? Ich frage Sie, wer?"

„Wer? — Gott!"

„Was für eine klägliche Ausflucht! Ihr armer Gott muß sich viel gefallen lassen."

„Seine Liebe ist größer als die Unehreverbietigkeit der Menschen."

Das sollte ein Stich für mich sein; aber ich that, als merkte ich das nicht, und rief: „Ich will mein eigener Herr sein; denn »frei ist der Mensch und wär' er in Ketten geboren«. Nur das, was sich in meinem innersten Wesen zur Wahrheit gestaltet, hat für mich Bedeutung, nicht aber, was mir von außen gewaltsam eingetrichtert wird."

„Sie sind erregt, Elisabeth; Sie werfen wieder alles durch einander und vergessen, daß es eine objective Wahrheit gibt, die ewig ist, die ihr Dasein nicht dem Meinen und Fühlen der Menschen zu verdanken hat, die existiren würde, wenn auch kein Mensch da wäre, um sie zu erkennen. Sie wittern Zwang — und doch ist's nur der Sieg der Wahrheit, der seit mehr denn achtzehn Jahr=



hundertten die Geister so fest in der Kirche vereint; und es ist ihre Lehre, wie es die Lehre aller großen Männer, die je gelebt haben, gewesen ist, daß man sich von der erkannten Wahrheit mit gutem Gewissen nicht abwenden kann.“

„Sie möchten am liebsten über die ganze Welt zu Gericht sitzen,“ sagte ich gereizt.

„Das sei fern von mir! Gewiß, Elisabeth, ich möchte Sie nicht kränken. Ich verurtheile niemand; denn sicherlich wird vor dem Auge Gottes manches in anderm Lichte stehen, als vor unserm kurzsichtigen Blick. Manches wird dort entschuldigt sein, wo wir nur Schuld gesehen. Ach, Elisabeth“ — er stockte — „ich weiß ja aus eigener Erfahrung, wie leicht man sich in Zweifel verstricken kann. Aber bitten möchte ich Sie, sich noch ein Mal ernstlich mit dem Christenthum zu befassen, und nicht wie eine Kindergeschichte bei Seite zu schieben, was Sie nur mit Kinderaugen angesehen. Prüfen Sie ernstlich; Ihr Geist befähigt Sie dazu. Prüfen Sie bis auf den Grund, und wenn Sie ehrlich sind — ich zweifle keinen Augenblick daran — dann, o dann sind Sie wieder unser.“

Du hättest den Ausdruck seiner Züge sehen sollen, so siegesbewußt und bittend zugleich; ach,



und seine Stimme und alles — Hedwig, wer hätte da noch widerstanden? Wessen Herz wäre da kalt geblieben? Mein Stolz war dahin — dahin auch jeder Wunsch, ihn zu täuschen. Mächtiger denn je flammte meine Liebe zu ihm empor; mein inneres Elend schien mir unerträglich. Wie eine Ertrinkende streckte ich ihm beide Hände entgegen und flehte unter heißen Thränen: „Retten Sie mich!“

„Das will ich,“ sagte er begeistert. „Was kann ich für Sie thun? Nichts soll mir zu viel sein um solchen Preis.“

Ich lehnte mich in den Sessel zurück und schloß die Augen — es war der schönste Augenblick meines Lebens. Flüsternd ging's über meine Lippen: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Hermann — mein Schicksal ist in Ihrer Hand.“ Als ich die Augen aufschlug, glaubte ich ihn zu meinen Füßen — was anderes konnte ich nach dem Gesagten erwarten? Aber nein, sinnend stand er da, die Hand an das Kinn gelegt. Wagte er es nicht, oder wie sollte ich dies Zögern deuten? Ich sah ihn an mit einem Blick — o, ich glaubte ja noch an meine Macht —, mit einem Blick, dem noch keiner — mir scheint, ich schreibe ganz confus, ich komme so in's Schluchzen, daß ich



mir gar nicht mehr helfen kann. — Ach, und hier, wo ich alles so ehrlich gemeint — alles ohne — o, wäre ich doch nie geboren! — Wie war's doch? Daß ich mich besinne.

Ja, ja, er trat einen Schritt näher, stützte die Hand auf den Tisch und sagte: „Sie müssen vor allen Dingen Aufklärung über Ihre Zweifel erhalten, und das ist nur möglich, wenn Sie sich offen darüber aussprechen. Ich kenne einen frommen, erfahrenen Priester in der Stadt; darf ich Sie zu ihm . . .“

„Hermann, um des Himmels willen!“ unterbrach ich ihn heftig, „Sie, nur Sie allein, nur Ihre Liebe . . .“

„Wie,“ rief er und wich zurück, „waltet hier ein solches Mißverständniß? Sie kennen doch meinen Beruf; wie wäre es möglich —“

„Noch sind Sie frei, Hermann! Was schrecken Sie zurück, als seien Sie durch ein Gelübde gebunden?“

„Der Form nach bin ich frei, aber gebunden bin ich durch unzerreißbare Bande, gebunden mit meinem ganzen Sein, mit jedem Pulsschlag meines Lebens.“

„O, seien Sie barmherzig, Hermann, stoßen



Sie mich nicht zurück! Ist es denn nicht genug, wenn Sie einen Menschen vom Verderben retten?"

„Ich bitte,“ sagte er gemessen, „kein Wort mehr hierüber; ich konnte unmöglich ahnen, daß dieses Gespräch eine solche Wendung nehmen würde, da Sie mir vor wenigen Augenblicken Ihre Verlobung mittheilten.“

Händeringend saß ich da und konnte kein Wort zu meiner Entschuldigung herausbringen. Er ging. Und ich — ich bin vernichtet.

D. G.

## 48

Den 6. Mai.

Was habe ich in meinem letzten Briefe nur alles geschrieben! Als er fort war, hätte ich wer weiß was darum gegeben, ihn nicht geschrieben zu haben. Was mußt du von mir denken! Aber wenn du das alles erlebt hättest, wie ich, und ein so warmes Herz dir in der Brust schlug, wie das meinige, du würdest dich gerade so genommen haben. Ich kann dir sagen, ich war rein außer mir; ich wußte nicht mehr, was ich that. Verurtheile mich nicht, liebes Herz.



Warum schreibst du nicht? Ich bedarf des Trostes so sehr. Denke an Frau von Staël's großen Ausspruch: „Alles begreifen heißt alles entschuldigen.“ Wenn du das bei mir nicht kannst, so hast du mich eben noch nicht begriffen. Ach, Hedwig, was sind wir denn anders, als ein Spielball des Zufalls! Warum nur ist Hermann immer derselbe und ich — stets eine andere?

Seit jenem Tage habe ich mein Zimmer nicht verlassen, Kopfschmerzen vorschützend. Ich kann Hermann nicht mehr unter die Augen kommen. Wenn er eine Ahnung von Tact hätte, in derselben Stunde wäre er abgereist. Aber es ist unfasslich: so etwas scheint wirklich keinen Eindruck auf ihn zu machen. Er muß doch eine kalte Natur sein, sonst wär's nicht menschenmöglich.

Es ist ein wonniger Frühlingstag — morgen ist Ostern. Ich sitze wie eine Gefangene hier und möchte doch gern hinaus in den warmen, duftigen Abend. Die Natur feiert ihr Auferstehungsfest, schöner denn je. Aber überall ahne ich Hermann. Ich müßte ja in die Erde sinken, wenn ich ihm begegnete. Da, da kommt er schon über den Kiesweg auf die Veranda zu, die gerade unter meinem Fenster liegt. Er scheint in besonders freudiger Stimmung.



„Fauchze, Welt, du hast ihn wieder,“ höre ich ihn sagen; „sein Himmel hielt ihn nicht zurück.“

So kann er doch nur zu Agnes reden. Ich sehe durch die Jalousien — natürlich, sie schütteln sich die Hände, und Hermann setzt sich zu ihr. Warum sollte ich nicht hören, was sie sprechen? Sie thun ja immer, als hätten sie keine Geheimnisse. Hermann streckt die Arme vor sich aus und lehnt sich in den Sessel zurück.

„Noch zwei Tage, Agnes, und dann geht's über alle Berge.“

„Du bist ja ein Unmensch,“ entgegnet Agnes scherzend, „dich so auf den Abschied zu freuen.“

„Gelt,“ sagt er treuherzig; „du weißt, wie es gemeint ist.“

„Ob ich's weiß!“ entgegnet sie; „ich freue mich ja mit dir.“

„Wenn du aber nicht betest, daß ich ein guter Priester werde, dann — o wehe dir!“

Agnes lacht hell auf und verspricht, das ihrige zu thun.

„Ich bin gespannt, wie es dir mit deinem Kloster geht — gräme dich nur nicht; du kommst sicher hinein.“

„Ich gräme mich gar nicht mehr,“ entgegnet



Agnes und näht eifrig weiter an einem Kleide für eine Arme.

„Soll ich vielleicht noch einmal mit deinem Vater reden?“ fragt Hermann.

„Nein, ich danke,“ sagt Agnes kurz, ohne von der Arbeit aufzusehen.

„Hast du die Erlaubniß am Ende schon erhalten und erzählst es mir nicht einmal?“

Agnes sieht zu Hermann auf und sagt: „Wenn ich sie nun nicht mehr brauchte?“

Hermann stutzt. — „Nicht mehr brauchte?“ Er steht auf und tritt vor seine Cousine: „Agnes, ich verstehe dich nicht.“

Agnes schweigt.

„Agnes, was ist mit dir?“

„Wenn du das wüßtest!“ entgegnet sie neckisch.

„Nicht mehr brauchte? — du sprichst in Räthseln.“

„Die Auflösung kommt vielleicht bald.“

„Ich bitte dich, kläre mich auf.“

„Warum nicht gar!“ lacht sie; „ich habe immer gemeint, nur Frauen könnten neugierig sein.“

„Verzeih' mir, Agnes — aber so kann ich nicht von dir scheiden. Du bist so jung, inmitten



einer Umgebung, die dich nicht versteht — jedem können dunkle Stunden kommen."

"Mir waren sie lichterhell."

"Auch der Versucher kann die Gestalt eines Engels annehmen. Ich bitte dich, lasse dich nicht täuschen."

"Wer sagt, daß ich es thue?"

Hermann tritt einen Schritt zurück, und mehr für sich als für sie sagt er: "Irdische Liebe . . ."

"Und über diese Lösung mußt du, der mich kennt und durchschaut hat seit Jahren, der mich diese letzte Zeit über Tag um Tag gesehen, lange nachdenken! Ist denn Liebe, irdische Liebe so bescheiden, daß sie sich nicht verräth in jedem Blick, in jedem Wort, sogar im — Schweigen? Hermann, kennst du deine Agnes so schlecht?"

Mit einem Ernst, so traurig und voll verhaltener Glut sagt sie dies, daß ich hätte aufjauchzen mögen vor Freude — vor reiner Schadenfreude über sie und über ihn.

Auch er stand wie versteinert vor ihr; alle Farbe war aus seinem Antlitz gewichen. Es klang wie eine dumpfe Klage, als er nach einer Weile sagte: "Hätte ich wirklich . . .?"

"Den Nagel auf den Kopf getroffen," ergänzte Agnes und sah ihn von der Seite an.



Sie liebt Hermann; meinen Kopf hätte ich verwetten mögen darum! Und er? Wird er ihr widerstehen?

„Ich bitte, sprich dich aus. Was es auch sein mag, Agnes — ich kann es nicht fassen. . . . Ich will dich nicht tadeln; aber rathen kann ich dir vielleicht — vielleicht hinüberhelfen über . . .“

„Es ist so gut wie sicher, und gar nichts zu rathen.“

„Unmöglich, Agnes!“ fährt Hermann auf. „Oher könnte ich alles andere glauben, als daß du — ich kann's nicht einmal aussprechen.“

„Wie könnte ich selbst es sagen? Im Grunde meines Herzens hat sich nichts geändert — und doch . . .“

„Und doch?“

„Früher dachte ich meine Heimath im Kloster zu finden, — jetzt aber — jetzt denke ich das nicht mehr.“ Sie legte dabei ihre Arbeit nieder und sah Hermann mit ihren großen, strahlenden Augen an.

„Wie meinst du das?“ fragt er gespannt.

Sie zögert; ein leichtes Roth fliegt über ihre Wangen.



„Ich fühle es, Hermann, du hast ein Recht, zu fragen; sonst . . .“ Sie stockt, ihre Augen senken sich, die Lippen zittern. „Ich glaube, das Kloster ist ein Umweg, den mir“ — sie sprach das Folgende so leise, daß ich es kaum verstehen konnte — „den der liebe Gott . . . mir erläßt.“

Hermann wird für einen Augenblick leichenblaß. „Agnes!“ geht es über seine Lippen in einem Tone, der jeder Nachahmung spottet. „Verstehe ich dich recht?“

Agnes nickt.

„Ein Abschied für's Leben, Agnes?“

„Für dieses Leben, ja.“

Ich wußte wirklich nicht, was sie beide wollten. Agnes scheint mir zuweilen jugendliche, mondjüchtige Todesphantasieen zu haben. Und er, statt ihr gehörig den Kopf zurecht zu setzen über solch eine Duselei, lauscht jedem Athemzuge seiner angebeteten Freundin wie einer Offenbarung. Die zwei leben wirklich von lauter Einbildungen. Wohl bekomm's!

Nun hebt er wieder an: „So jung, Agnes, und fertig mit dem Leben, — wer das könnte!“

„Der Herr braucht dich noch in seinem Weinberg, Hermann — mich aber . . .“ Sie zuckt die Achseln, als könne sie nichts leisten.



„O, Agnes! Dich zieht er zu sich aus lauter Liebe.“

Hermann ist sehr bewegt; er ergreift ihre Hand, sein Auge wird feucht. „Agnes,“ fragt er bittend, „wirst du in deinem Glücke auch derjenigen gedenken, die noch kämpfen müssen?“

„O, Hermann,“ entgegnet sie innig. „Wie könnte ich ihrer vergessen?“

So ein Gefasel! Mir steht der Verstand geradezu still. Eigentlich ist's zu einfältig, um sich darüber zu ärgern. Meinetwegen mag's auch solche Käuze geben! Ich wollte nur, Hermann säße glücklich in Rom bei seinen Schwarzköpfen und ich — könnte aus meinem Gefängniß heraus!

D. C.

## 49

Den 28. Mai.

Heute nur ein paar Worte. Seit acht Tagen ist meine Verlobung öffentlich geworden. Es ist ein Trödel, du machst dir keinen Begriff davon. Erst all die Gratulanten — Wagen auf Wagen kam aus der Stadt; dann mußten wir die Besuche alle erwidern, und jetzt kommen die Ein-



ladungen. Du meinst, es würde mir schwer werden, all' das zu durchleben mit einem Bräutigam, den ich nicht liebe? Nein, gar nicht, Hedwig. Im Gegentheil, ich finde es recht schön, von aller Welt so geehrt und gefeiert zu werden. Und jetzt thut's einem besonders gut, denn nach der Duellgeschichte soll man wirklich nicht sehr nett über mich gesprochen haben. Dazu be-  
nimmt mein Bräutigam sich wirklich reizend: so tactvoll zurückhaltend und doch auch wieder so aufmerksam zuvorkommend. Ich könnte es mir nicht besser wünschen. Auch läßt er mir ganz meinen Willen bis in die kleinste Eigenheit hinein, und freut sich über jeden drolligen Einfall von mir. In fünf Wochen ist die Hochzeit. Wir reisen wahrscheinlich nach Schweden und Norwegen. Das wird interessant!

Schreibe bald. Verlobe dich nur auch; ich kann dir sehr dazu rathen. Mach' doch, daß du eine andere Stelle findest. Eine Gouvernante kann immer eine gute Partie machen, — aber Lehrerin in einem Pensionat! Wo sollen da die Verehrer herkommen?



## 50

Den 5. Juni.

Da haben wir die Bescheerung! Ich hab's ja immer gesagt: diese Tollheit, stets zu den Kranken zu laufen! Aber sie wollte ja keine Vernunft annehmen — nun hat sie das Scharlachfieber sich geholt und Diphtheritis noch dazu. Ich finde es wirklich im höchsten Maße rücksichtslos von Agnes, eine solche Krankheit in's Haus zu schleppen — sie einem geradezu octroyiren. Alle Augenblicke stehe ich vor dem Spiegel, um zu sehen, ob ich noch nicht roth im Gesicht werde und noch keine weiße Flecken im Halse habe; vor lauter Aufregung kann ich nichts mehr essen. Das hat man von seinen frommen Mitmenschen!

Tante kommt kaum aus dem Krankenzimmer. Sie ist wie umgewandelt; ich dachte gar nicht, daß sie Agnes so lieb hätte. Sie theilt sich mit einer Barmherzigen Schwester in die Pflege und wacht eine um die andere Nacht. Syföra weicht natürlich nicht von ihrer Herrin. Ich sehe Tante nur auf Augenblicke; dann spricht sie nur von



Agnes, von ihrer rührenden Geduld, von ihrer Seelengröße — weiß der Himmel, mir kommt's manchmal vor, als könnte die geistreiche Tante überschnappen. Gestern sagte sie zu mir: „Elisabeth, dieses Kind beschämt uns alle — so zu leiden lernt man nicht in unserer Philosophie. Wenn mitunter ihr liebes Antlitz vor Schmerz zusammenzuckt und ich sie trösten will, sieht sie mich an mit einem Blick so voll Ergebung, daß es mich zu Thränen rührt.“ Dann jammerte die Tante händeringend: „Wenn sie uns nur erhalten bleibt — ach, Elisabeth, ich habe neben ihr, nicht mit ihr gelebt.“

Heute habe ich mich recht über die Nonne geärgert — wirklich, so dumme Schwestern! Man sollte ihnen den Mund verkleben. Ich saß gerade mit Onkel beim Abendessen und suchte ihn aufzuheitern, so gut ich konnte. Denn er mit seinem weichen Gemüth ist durch den Kummer um Agnes in einem ganz trostlosen Zustande. Da kommt die Schwester mit einem Auftrage von Tante. Onkel fragt, wie es Agnes gehe; die Schwester berichtet und fügt dann hinzu: „Fräulein Agnes ist wohl zu gut für diese Welt; eine solche Kranke habe ich noch nicht gepflegt. Vorhin sagte ich zu ihr, als sie gerade



wieder so heftige Schmerzen hatte: Ich will den lieben Gott um Genesung für Sie bitten. Aber sie machte eine abwehrende Handbewegung und flüsterte: »Nicht doch, liebe Schwester, — nur um Gnade.« " Natürlich, was war die Folge von dem Geschwäg? Der arme Onkel schob den Teller zurück, stand auf, noch ehe er einen Bissen genossen, und ging aus dem Zimmer. Nun saß ich da und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Wäre ich nur erst verheirathet — hier ist es wirklich gräßlich. Ich will noch froh sein, wenn ich mit der Gesundheit davonkomme. Ich thue, was ich kann, um mich vor Ansteckung zu schützen; ich gehe nicht einmal zu Agnes. Es thut mir zwar leid, aber jeder ist sich selbst der nächste, und bei der Pflege bin ich nicht nöthig; da wäre es doch unverantwortlich, mich der Gefahr auszusetzen. Es ist so todtenstill hier im Hause, als wären wir alle lebendig begraben. Man hört keinen eignen Athem; 's ist schauerlich.

## 51

Den 20. Juni.

Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich anfangen soll — dieses Alleinsein ist zum Wände=



hinauflaufen. Ich finde, Tante könnte doch ein bißchen daran denken, wie traurig ein solches Dasein für mich ist. Aber sie thut gerade, als ob ich nicht existirte. Dunkel sitzt immer da und starrt vor sich hin und lauert auf den Arzt. Er greift wohl noch aus Gewohnheit nach der Zeitung, aber nur, um sie gleich wieder überdrüssig bei Seite zu legen. Ich fahre ein Mal in der Woche nach der Stadt, wo ich bei Dunkels Verwandten meinen Bräutigam treffe. Sonst wäre mir das lästig gewesen; aber jetzt empfinde ich jede Veränderung als eine Wohlthat. Nun habe ich so viel für meine Einrichtung zu sorgen; meinst du, Tante fragte auch nur ein Mal danach? Bewahre.

Hedwig — Agnes ist todt. Wie ist es nur möglich? Ich kann es nicht fassen — todt — man kann so etwas kaum ausdenken. Ist es nicht grausam? Solch ein junges Leben vernichtet. Sie hat noch nach mir gefragt — zum Glück war ich ausgeritten. Es wäre mir fürchterlich gewesen, dabei zu sein. Die Tante habe ich noch nicht gesehen; sie ist gewiß fassungslos. Morgen schreibe ich dir wieder, ich bin zu aufgeregert. Ich weiß noch gar nicht, wie alles so rasch gekommen.



## 52

Den 22. Juni.

Ich bin in einer fieberhaften Aufregung. Gewiß habe ich schon die Krankheit in den Gliedern; mein Kopf brennt und meine Phantasie schnitzt ihre schauerlichsten Bilder. Denke nur, mit einer Leiche unter einem Dach — das hätte man mir nicht zumuthen dürfen; wozu sind denn die Leichenhäuser da? Ich habe mich doch in Tantens Liebe zu mir sehr getäuscht. Sie ist überhaupt so sonderbar, so ganz anders, wie ich gedacht. Als sie aus dem Sterbezimmer zu mir kam, war sie so ruhig, daß ich es gar nicht begreifen konnte. „O Elisabeth,“ sagte sie, „was haben wir verloren! Ich hätte es dir gewünscht,“ fuhr sie fort, „mit Agnes ihre letzte Stunde zu verleben.“

„Tante,“ rief ich, „es wäre mir unerträglich gewesen! Der Tod ist doch . . .“

„Ganz anders, als ich ihn mir gedacht,“ unterbrach sie mich.

„War Agnes denn bei Bewußtsein?“ frug ich.

„Bis zum letzten Augenblick.“

„Wie schauerlich! Das konntest du mit an-



sehen? Solch ein langsames Absterben, solch ein Erlöschen der Kraft!"

"Das war kein Sterben, Elisabeth; es war ein Hinüberleben. — Wo warst du nur? — Ach, hättest du es doch gesehen! dein Leben wäre um vieles reicher. Als sie Abschied von uns genommen, lag sie ganz still und hatte die Augen weit geöffnet. Die Schwester sprach die Sterbegerbete; sie schien es aber nicht mehr zu hören. Da hob sie die Arme in die Höhe. »Seht, welch ein Glanz,« flüsterte sie, »das ist Licht vom Lichte! O ewige Liebe . . .« Ihre Arme sanken nieder, das Auge brach und . . ." Tante war so bewegt, daß sie nicht weiter reden konnte. Nach einer Weile sagte sie: "Ich habe in diesen Wochen mehr gelernt, als in all' den Jahren aus meinen Büchern."

Mir war ganz unbehaglich. "Tante," sagte ich, "du wirfst dich doch nicht an deinen Ueberzeugungen irre machen lassen."

"Ueberzeugungen!" entgegnete sie achselzuckend. "Ich weiß nur, daß ich nichts weiß; nennst du das eine Ueberzeugung? Aber Agnes," sagte sie nachdenklich, "es muß doch wohl etwas geben, wovon wir nichts wissen!"

Wie kann Tante sich nur solchen mystischen



Ahnungen überlassen! Ich glaube, die vielen Nachtwachen haben sie zu sehr mitgenommen.

Wären diese Tage nur erst vorüber! Ueberall ist's dunkel, alles flüstert nur und schleicht durch's Haus. Es ist ganz gespensterhaft. Dazu geht mir die Unterredung zwischen Agnes und Hermann nicht aus dem Kopf. Es kam mir so einkünftig vor, daß sie sich einbildete, bald zu sterben, und nun — da soll man nicht abergläubisch werden! Mich überkommt ein entsetzliches Grauen.

Gute Nacht.

D. E.

## 53

Den 25. Juni.

Endlich sind die schrecklichsten Tage überstanden — gestern war die Beerdigung. An Tante habe ich nichts; sie ist wie ein schwankes Rohr geworden und hat mich durch ihr zweifelndes Wesen nur noch mehr aufgeregt. Onkel trägt seinen Schmerz still. Ich sah ihn kaum; es gab so viel zu besorgen und anzuordnen, und er wollte Tante möglichst schonen.

Nun kam natürlich auch der Pastor in's Haus,



und ich mußte das Pech haben, ihm gerade in den Weg zu laufen. Tante hatte mich gebeten, ich sollte den Befehl geben, daß kein Besuch angenommen werde. Eben will ich gehen, — da öffnet der Diener die Zimmerthüre, und herein tritt der Pastor.

Ich wollte mich flüchtig grüßend aus dem Staube machen; es war mir höchst peinlich, ihm unter die Augen zu kommen, da ich doch nicht mehr zur Kirche komme, und besonders noch, weil ich in der ersten Zeit meines Hierseins bei ihm zur Beichte gegangen war. Aber Tante sagte: „Bleibe doch, Elisabeth, du störst nicht.“ Was sollte ich thun? Ich setzte mich, hielt mich aber kampfbereit; denn ich vermuthete, der Herr werde mir wegen meiner Lauheit eine tadelnde Bemerkung zukommen lassen. Er sprach anfangs nur von Agnes und wurde des Lobes über sie nicht müde. Tantens Ansichten trug er aber gar keine Rechnung, sondern sprach, als ob sein enger Gesichtskreis der einzig berechnigte sei. Die Pastoren sind doch zu plump, so ohne jegliches Anpassungsvermögen. Er sprach von Unschuld und Gnade, von Wiedersehen und ewiger Freude. Tante saß da, in Krepp gehüllt, die Hände im Schooß gefaltet und lauschte. Nur ab und zu



machte sie eine Bemerkung, wie: „O, wenn's sein könnte! Wer es glauben kann . . .“ Ihre Kraft scheint ganz gebrochen.

Dann und wann entstand eine Pause, und jedes Mal dachte ich: „Jetzt kommt die Reihe an dich.“ Aber nein. Erst als der Pastor sich erhob, um sich zu verabschieden, richtete er einen Blick auf mich — wahrhaft empörend. So mag man ein Kind ansehen, wenn man es auf einer Lüge ertappt; aber so behandelst man keinen erwachsenen Menschen, keine Dame, von der man doch erwarten kann, daß sie nach ihrer Ueberzeugung lebt. Im ersten Augenblick bemühte ich mich, diesem Blick kühn zu begegnen; aber ich bin so schrecklich nervös, daß ich nicht einmal das konnte. Das Blut schoß mir in den Kopf; ich sah zu Boden und mußte mich am Tische halten, um nicht zu wanken.

Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich jetzt ärgere, daß ich mich so zaghaft, geradezu kindisch benommen habe, als hätte ich ein schlechtes Gewissen. Auf einen solchen stummen Gegner war ich nicht vorbereitet. O, warum hat er mir keinen Vorwurf gemacht! Wäre es der herbste gewesen, ich hätte mich charaktervoll zu verantworten gewußt.

Was nun wohl aus meiner Hochzeit werden mag? Mein Bräutigam will sie gewiß nicht lange verschoben haben; und ich muß sagen, so weiter zu leben wie jetzt, in einem Trauerhause, das könnte ich schwer ertragen.

In alter Liebe

D. E.

## 54

Villa Malta, den 30. Juni.

Da du durchaus etwas aus Agnes' Tagebuch lesen willst, habe ich einiges abgeschrieben. Das Ganze kann ich dir nicht schicken; denn Tante will sich nicht davon trennen. Agnes ist jetzt todt — ich möchte nichts gegen sie sagen. Auch hat dies Kind, wie es sich in seiner Einfachheit ausspricht, wirklich etwas Rührendes für mich. Aber wenn solche Aeußerungen, wie Agnes sie in diesen Blättern macht, andern vernünftigen Menschen unter die Augen kämen, Menschen, die kein persönliches Interesse für Agnes haben, sie müßten ihre ganze Art, zu denken, doch sehr überspannt finden. Das Tagebuch enthält keine fortlaufende Geschichte, sondern nur kurze, abgerissene



Gedanken. Einiges steht auch über mich darin, das lasse ich fort.

### Aus dem Tagebuch.

Es muß ein kleiner, leicht zu befriedigender Geist sein, der den Schöpfer über dem Geschöpf vergessen kann.



O kleinliche Seelen, wie habt ihr den Muth, vor Gott zu treten mit dieser oder jener Gabe, und euer Herz für euch zu behalten?



Es wird doch wohl kein Fehler sein, daß ich nie um Erkenntniß meines Berufes gebetet habe? — Ich kann es gar nicht. Dann müßte ich ja vergleichen, prüfen, wählen — wählen zwischen dir und Geschaffenem? Wie könnte ich?



Am liebsten möchte ich in einen Missionsorden treten, in Indien, meiner Heimath. Meine Gesundheit bedarf zwar vieler Schonung, aber ich hoffe, noch recht stark zu werden.



Armſelig die Wiſſenſchaft, die nicht zu Füßen des Kreuzes geſeſſen hat.



Die Schuld der Dankbarkeit ist für großmüthige Seelen niemals drückend.

Wehe dem Volke, das sich kaum in einer Feiertagsstunde auf seinen Gott besinnt!

Ein Kreuz in großartiger Natur vergegenwärtigt uns das Wunder der Liebe, wenn das Wunder der Allmacht uns zu vernichten droht.

Wer doch damals gelebt hätte, als du auf Erden gewandelt, mein Heiland, welch ein Glück! Ach, nur ein einziges Mal dein Antlitz geschaut, deiner Stimme gelauscht zu haben! Nicht Undank ist's gegen deine Liebe zu uns im h. Sacramente, nicht Zweifel — du weißt es, Herr — aber wir sind Menschen.

Ein Himmel und nicht communiciren! Welche Seligkeit muß dort sein, wo wir so etwas entbehren können!

Wüßten die Menschen doch nur, wie glücklich es sich in dem Schiffe Petri lebt, wie schön die Welt sich ausnimmt von hier gesehen, und — wie nahe der Himmel ist.



Großer Gott, dem so viel heiliges Martyrerblut geflossen ist, wie gut bist du! Können wir dir kein großes Opfer bringen, so nimmst du auch die gleichgültigste Gabe liebevoll an, sogar unsern Schlaf. Dir dürfen wir den Mohnstengel um dein Tabernakel schlingen, und wenn wir den andern Morgen kommen, dich zu empfangen, siehe, da ist er zum Gebet geworden.



Christus, halte mich! O verwirrende Dual — nichts als des Versuchers Stimme. Ich weiß nicht, ob mein Wille noch auf deiner Seite . . . Herr — frei, aber für dich hast du ihn erschaffen; eh' er dir die Treue bricht, laß den Todesengel mein guter Engel sein.



O Zwiespalt in der menschlichen Natur, daß der Wille so oft mit der Erkenntniß nicht gleichen Schritt hält.



Die Reue ist ein starkes, aber thränenfeuchtes Band, das Menschenseelen mit Gott verbindet.



Die Kunst — ein Wegweiser zum Himmel . . . Künstler, wie habt ihr die Seelen in enerer

Hand! Seid auf der Hut — Gott möchte manche von euch fordern.

Mit Hermann einen weiten Spaziergang gemacht. Wie wunderbar hast du ihn dir verbunden, Herr, mit jeder Faser seines Herzens!

Arme Menschen, die den Tod fürchten! Wie können sie auch nur auf Augenblicke vergessen, daß Sterben das Loos aller ist? Sie müssen immer von der Angst geplagt sein. Welch' elendes Dasein!

Vielleicht aber nehme ich's zu leicht mit diesem ernstesten Schritt? . . . Gerechter Gott! bewahre mich. Doch sieh', mein Heiland, kein Abgrund wäre mir zu schauerlich an deiner Seite, und nach der Communion — nein, nein, ich kann mich nicht fürchten vor einem Richter, der mich umarmt.

So lange uns das Leben etwas anderes ist, als ein Geschenk aus der Hand Gottes, welches wir dem Geber jeden Augenblick freudig zurück zu geben bereit sind, wird der Staub der Vergänglichkeit uns die sonnigste Stunde verdunkeln.



Hörche auf das Pochen des Herzens in einsamer Nacht; dann wird dir sein Rhythmus verständlicher als im rauschenden Lärm des Tages.



Ich bin diesen Winter viel krank. Der Arzt ist auch gar so streng. Meine Armen darf ich nicht besuchen, kaum einmal zur Kirche fahren. In den letzten Tagen war ich oft schwermüthig. Fort damit! Abschütteln will ich diese thörichten Stimmungen. Strahlendes Licht, banne die trüben Geister! Es ist ja einerlei wie, wenn wir dir nur dienen.



Meine Gesundheit will nicht wiederkommen. Ich bin niedergeschlagen und kann meiner selbst nicht Meister werden. Und dann die Angst: wenn's nicht besser mit mir würde, ein unthätiges Siechthum statt — Herr, verlaß mich nicht!



Wie kann man nur so kleinmüthig sein? Von ungefähr fällt doch kein Kreuz auf uns herab. Großer Kreuzträger, du legst sicher keines auf unsere Schulter, ehe du es gewogen in deiner eigenen Hand, und geprüft, ob es für unsere Schwäche nicht zu schwer. Das Kloster ist doch

der Himmel nicht. Wir sind oft so befangen, daß wir über dem Mittel den Zweck aus dem Auge verlieren.

Zufall — menschliche Kurzsichtigkeit.

Wie frei macht der Gehorsam, wie unfrei der eigene Wunsch.

Es ist so leicht, dir nachzugehen, Herr; ich habe gewiß gar kein Verdienst.

Wir sind wieder auf der Villa. Sonderbar, ich habe mich sehr erholt und doch — ich sehe alles nur noch wie ein Bild.

Manchmal ist mir's, als sei ich schon gestorben. Gewiß eine ernste Mahnung, daß du bald kommst. Ich sehe zu, ob ich Del auf meiner Lampe habe; Herr, kein Tröpfchen finde ich von mir, alles hast du darauf gegossen. Doch sie wird drum nicht dunkeler brennen.

Heute vor vier Jahren ging ich zum ersten Male zu deinem Tische: Herr, welch ein Tag! Ganz geistesabwesend trat ich unter die vielen Gratulanten, die mich erwarteten, als ich aus



der Kirche kam. Da hörte ich, wie mein Vater, um mich zu entschuldigen, sagte: „Sie ist heute in einer andern Welt.“ Ja, treffender konnte man es nicht ausdrücken: in einer andern Welt.

Östern — glorreiches Grab! Auferstandener, was soll uns der Tod?

Dieser letzte Satz ist das letzte, was Agnes in ihr Tagebuch geschrieben. Es ist wirklich eine holde, süße, trostvolle Schwärmerei. Doch was nützt die jetzt: all' die Liebe einem fanatischen Gedanken geopfert, der schließlich noch der Grund zu ihrem frühen Ende wurde. Ich muß immer denken: „Was hat man dir, du armes Kind gethan?“

Deine Elisabeth.

## 55

Den 22. Juli.

Ich habe dich lange auf Antwort warten lassen. Du bist gewiß gespannt, zu erfahren, wann wir heirathen? Erschrick nicht, mein Herz, — übermorgen. Wir lassen uns ganz still trauen

und reisen ab; wegen der Trauer um Agnes geht es nicht anders. Ich hatte sehr viel zu besorgen in letzter Zeit, war eigentlich kaum zu Hause. Aber es thut mir gut, gar nicht zur Besinnung zu kommen; ich taumele so in die Ehe hinein, ohne selbst zu wissen, wie. Manchmal komme ich mir ein bißchen leichtsinnig vor, denn ich denke wirklich einstweilen nur an die schöne Reise. Eine Sache war mir aber sehr lästig. Mir wäre an einer kirchlichen Trauung nichts gelegen gewesen; aber Onkel fand es wegen des Geredes doch nicht richtig, sie zu unterlassen. Es war mir im höchsten Grade fatal; denn dann mußte ich ja die Sacramente empfangen. Diese Herrschucht der Geistlichkeit mußte verboten werden. Warum können sie nicht so ohne weiteres trauen? Beichten — Sünden bekennen! Du lieber Himmel, was thut man denn in unsern Verhältnissen für Sünden? Wie wäre überhaupt bei meiner Weltanschauung eine Sünde möglich?

Aber was war zu machen? Die Form mußte erfüllt werden. Ich wanderte also gestern, als ich in der Stadt war, in eine ganz entlegene Kirche und machte die Sache ab. Der Geistliche frug mich, wann ich zuletzt gebeichtet; ich war



flink bei der Hand und sagte: Im Juni! Der gute Mann hatte in seiner Einfalt natürlich keine Ahnung, daß ich nicht den letzten Juni meinte, und war ganz zufrieden. Er ermahnte mich aber, in vier Wochen wieder zu kommen. Ich murmelte etwas zwischen den Zähnen, das ihm vielleicht wie eine Zustimmung geklungen, dachte aber — mich hast du gesehen!

Uebermorgen, Hedwig, ein ganz neues, freies Leben! Mir wird doch mitunter ein bißchen — ich weiß nicht wie. Denke an mich, mein Herz, und bewahre mir auch ferner deine Freundschaft. Deine Briefe werde ich meinem Manne nicht zeigen, sei unbesorgt.

D. G.

## 56

Frankfurt, den 23. Juli.

Ich dachte nicht, daß ich dir noch einmal vor meiner Abreise schreiben würde. Aber ich bin so aufgeregt, so trostlos und kann kein Auge schließen. Heute, nein, gestern — eben schlägt's ein Uhr — war die Civiltrauung. Vorher ging alles so in der Hecke, daß ich nicht zur Besinnung kam. Mein schwarzseidenes Kleid wurde erst im

letzten Augenblick gebracht, dann hatte ich die Handschuhe verlegt; Onkel schickte zwei Mal herauf, ob ich noch nicht fertig sei, kurz, es war eine rechte Ueberstürzung, und ich hatte keine Minute Zeit, mir den Ernst der Sache vorzustellen.

Im Nu waren wir auf dem Bürgermeisteramt; wir sind nämlich wegen meiner Trauung in die Stadt gezogen. Alles ging gut, bis ich mein Jawort gegeben. Da überließ mich aber eifig kalt, und als wir vom Standesamte kamen und mein — ach, das Wort will nicht aus der Feder — als Professor Träger meine Hand an seine Lippen preßte, sonderbar genug, der erste Anflug von Zärtlichkeit, seit ich mit ihm verlobt bin, und dabei sagte: „Jetzt bist du ganz mein,“ — da ging ein Schauer des Entsetzens durch meine Glieder. Ich zitterte am ganzen Körper, biß mir auf die Lippen und wandte mich ab, während er etwas murmelte von anmuthvoller Schüchternheit.

Warum war er immer so zurückhaltend, warum benahm er sich nicht wie jeder andere Bräutigam? Ich hätte mich so nicht täuschen können. Mit dem Gedanken, ohne Liebe zu heirathen, hatte ich mich abgefunden; aber ich ahnte



nicht, wie — ich habe einen vollständigen Widerwillen vor ihm. Ich weiß immer erst, wie ich bin, wenn es zu spät ist.

Könnte ich nur schlafen — tief, traumlos —, ach, nur eine Stunde vergessen, daß ich bin. Du machst dir keinen Begriff von meinem Zustande. Ich zucke immer zusammen, und dann muß ich einen Schrei ausstoßen.

Wenn nur niemand mich hört — doch wer sollte? Agnes liegt ja im Grabe. Ich habe schon alles nach meinen Morphiumtropfen durchsucht; aber ich kann sie nicht finden. Halt, da fällt mir ein, ich habe sie vielleicht schon in dem Koffer . . . o, ihr Götter, wahrhaftig! Nun aber auch gleich die doppelte Portion. Na, wenn das nicht hilft!

Gute Nacht, Hedwig — o, gäb's doch kein Erwachen.

Den 24. Juli.

Alles ist vorüber — kaum weiß ich wie. Ich schlief bis spät in den Morgen hinein; die Jungfer mußte mich mehrmals wecken. Aber ich konnte die Augen nicht aufhalten, so schlaftrunken war ich. Das Morphium hatte doch zu stark gewirkt.

Ich mußte wohl sehr angegriffen aussehen; Tante gab mir fortwährend starken Wein. Aber trotzdem konnte ich mich kaum aufrecht halten. Bei dem Gang durch die Kirche glaubte ich mit jedem Schritte zusammenzubrechen; meine Glieder waren wie Blei.

Ach, Hedwig, und all' die neugierigen Menschen, all die Gesichter, wie Fragen grinsten sie mich an! Du glaubst nicht, wie gräßlich es war. Als ich endlich auf der Bank vor dem Altare kniete, da wurde mir so sonderbar, so weich, so — ich hatte alles um mich her vergessen. Mir war, als sei ich in unserer kleinen Klosterkirche, an die ich so lange nicht gedacht; mir war, als kniete ich vor dem Altar, wie einstens auch, mit Schleier und Myrtenfranz. Ich meinte das Agnus Dei zu hören, o Himmelstraum! — Da kam der Priester; meine Sinne verwirrten sich. O, hätte ich da noch „Nein“ gesagt, die Stola weggerissen, die er um unsere Hände schlang! Aber ich kann ja nichts mehr; ich thue stets das Gegentheil von dem, was ich möchte. Wenn ich an Dämonen glaubte, würde ich denken, mir im Herzen säße einer.

Es klopft; man ruft mich — der Wagen. Mein Brief soll aber noch fort; ein Mensch



auf der großen, weiten Welt muß wissen, wie tief unglücklich ich bin.

Lebe wohl, mein Herz. Wenn ich's nicht aushalten kann: ein Mittel gibt es noch. Wer hat mich gefragt, ob ich leben wollte? Wer kann mich richten, wenn ich nicht mehr — es ist ein schmerzlicher Trost; aber wenn man nicht mehr beten kann, der einzige. . . . Ach, mußte so dies Leben enden, das so berauschend schön begonnen!

D. G.

## 57

Frankfurt, den 24. Februar.

Hedwig — ich bin verloren!

Was ich in den letzten fünf Monaten erlebt? — Frage nicht. Ich hätte es längst — aber wir hängen doch mehr am Leben, als wir selbst uns eingestehen. Ach, ehe man dazu kommt! Heiß, furchtbar heiß habe ich gekämpft; jetzt ist es so weit: mein Entschluß steht fest. Wenn du diesen Brief erhältst, bin ich — todter Stoff.

Wie kann man sich freuen, wenn ein Kind zur Welt kommt? — Grausame Menschheit —

zu so elendem Dasein! Ertränken sollte man die  
Kleinen, ehe sie um sich wissen, oder vergiften,  
wie — wie —

Deine Elisabeth.

## 58

Den 6. März.

Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Auf Ihre werthe Anfrage, wie die gnädige  
Frau sich befinde, erlaube ich mir, Ihnen mit-  
zutheilen, daß die gnädige Frau acht Tage recht  
krank war, jetzt aber auf Besserung ist.

In aller Ergebenheit, Ihre Dienerin

Syhora.

## 59

Ausschnitt aus der Zeitung.

Durch die Geburt eines Töchterchens wurden  
hoch erfreut

Professor Träger und Frau.

Frankfurt, den 2. Mai.



## 60

Gestern Abend 6 $\frac{1}{2}$  Uhr verschied nach längerem Leiden unser theuerer Gatte, Vater, Bruder und Schwager, der Professor Ernst Träger.

Um stille Theilnahme bitten

die Hinterbliebenen.

Frankfurt, Aschaffenburg, Karlsruhe, den 3. August.

Von Hedwig's Hand stand auf der Anzeige:

„Erhalten ohne ein Wort von Elisabeth, fünf Jahre nach der Geburt ihres Kindes.“

## 61

S., den 27. August.

Habe herzlichsten Dank für deine lieben Zeilen. Mehr denn fünf Jahre sind verflossen, seit ich dir jenen verzweiflungsvollen Brief geschrieben. Nachdem ich von dem mißglückten Vergiftungsversuch wieder genesen, war es mir ein unerträglicher Gedanke, daß du darum wußtest. Wie oft ich auch versuchte, ich konnte es nicht mehr über mich gewinnen, dir zu schreiben. Ach, Hedwig, die

todte Materie war barmherziger als ich. Das verhängnißvolle Pulver war nicht stark genug gewesen. Doch das weißt du wohl alles; Syfara schrieb dir ja einmal. Sie und der Arzt sind die einzigen außer dir, welche die Sachlage kennen, wie sie ist. Selbst mein Mann meinte, es sei nur eine zufällige Erkrankung gewesen.

Seit acht Tagen bin ich hier in S. Meine Nerven waren sehr herunter durch die lange Krankheit meines Mannes, wie endlich durch die Unruhe, die sein Tod mit sich brachte. Der Arzt bestimmte mich daher, baldigst einen Aufenthalt an der See zu nehmen.

Es muß wohl hart sein, an dem Sarge eines theuern Menschen zu stehen; aber für einen Verstorbenen, der unserm Herzen am nächsten liegen sollte, keine Thräne zu haben, das ist fürchterlich. Wir fühlen erst ganz, wie arm wir gewesen sind, wenn selbst der Tod uns nichts rauben kann. Doch etwas könnte mir genommen werden — das würde ich nicht überleben. Nur still davon, still; meine Elli ist ja frisch und gesund.

Du glaubst nicht, welch ein süßes, blondlockiges Geschöpfchen sie ist. Ja, Hedwig, oft, wenn mich die Fesseln einer unglücklichen Ehe zu er-



drücken drohten, dann war ein Blick in die unschuldsvollen Augen meines Kindes genügend, um mich mit meinem Schicksal auszuöhnen. Jetzt wünsche ich manches Mal, die Zeit stünde still — die schöne Zeit, da dieses Kind so ganz mein Eigenthum ist. Wie werde ich es je ertragen, nicht mehr der einzige Gegenstand seiner Liebe zu sein!

Könnte ich dir meine Elli nur ein Mal zeigen! Du lachst gewiß über meinen Mutterstolz. Aber wennschon ich von dieser Schwäche nicht ganz freizusprechen bin, so darfst du mir doch glauben, daß Elli auch fremden Menschen auffällt. Neulich hörte ich, wie einige Gurgäste über mich sprachen, sie wußten aber, wie es schien, meinen Namen nicht. Der eine sagte, um mich genauer zu bezeichnen: „Wissen Sie, die Mutter mit dem schönen Kinde.“ „Ach so,“ sagte der andere, er hatte ihn gleich verstanden. Du siehst, ich gelte nur noch als die Mutter meines Kindes; ich bin aber auch weiter nichts. Aber, Hedwig, eine so grenzenlose Liebe birgt auch ein schreckliches Angstgefühl in sich. Denke nur, wenn diesem Kinde etwas geschähe! Es gibt Augenblicke, wo alle Gefahren, die Elli zustoßen könnten, in meiner Phantasie sich sammendrängen;

dann wird mir ordentlich eng, und ich ringe nach Luft.

Gestern ging ich in's Dorf zu meiner Wäscherin. Vor der Thüre spielten zwei kleine Kinder, von denen das eine kaum laufen konnte. Die Mutter stand im Hause am Waschfaß. Ich fragte, ob sie sich nicht ängstige, die Kinder so sich selbst zu überlassen. „Nein,“ sagte sie ruhig; „sie haben ja ihre Schutzengel. Mein Mann ist voriges Jahr gestorben, und ich muß arbeiten für's tägliche Brod. Madame,“ setzte sie dann treuherzig hinzu, „wenn ich auch nichts zu thun hätte, ich hätte doch nicht Augen genug, um sie vor allen Gefahren zu schützen. Man glaubt nicht, wie ungeschickt so kleine Bengel sind.“ Ich ging und war ein bißchen neidisch — die Dummheit hat doch viel für sich.

Wenn du Zeit hast — jetzt sind ja wohl Ferien — dann schreibe mir einmal wieder recht ausführlich. Du wirst ja in deiner Klosterinsamkeit nicht viel nach außen erleben; aber innerlich doch — hoffentlich bist du noch nicht ganz erstarrt durch das ewige Einerlei. Kein Wunder, daß man da auf einen Himmel hofft.

Von Herzen

Deine Elisabeth.



## 62

Den 2. September.

Dein lieber Brief, für den ich dir herzlich danke, brachte mir so recht zum Bewußtsein, wie weit wir uns in unserm ganzen Denken und Empfinden von einander entfernt haben. Wir haben uns ja undenklich lange nicht mehr gegen einander ausgesprochen, wie wir es früher zu thun pflegten.

Es that mir herzlich wohl, liebste Hedwig, aus deinem Briefe zu ersehen, welch' treue Anhänglichkeit du mir bewahrt hast, und ich kann dir die Versicherung geben, daß auch meine Liebe zu dir nicht erkaltet ist. Von Herzen gern komme ich deinem Wunsche nach, mich dir gegenüber einmal wieder so offen und ehrlich auszusprechen, wie früher. Nur fürchte ich, deine etwas schroffen, engherzigen Ansichten werden es dir nicht gestatten, gegen mich so tolerant zu sein, wie ich es gegen dich bin.

Vor Jahren hast du mit mir den ganzen Befreiungskampf durchlebt, den ich kämpfen mußte mit der eisernen Nothwendigkeit eines Naturgesetzes. Was damals chaotisch in mir tobte, hat

sich nach und nach gesichtet, gesetzt, geklärt; ich bin ruhig geworden, Hedwig, colossal ruhig. Ich gebe zu, es ist eine kalte, nüchterne — fast schauerliche Wahrheit, zu der ich mich bekenne: die Wahrheit meiner fünf Sinne. Aber es ist meine Ueberzeugung, daß diese Weltanschauung die allein richtige ist. Meiner Ansicht nach krankt das Menschengeschlecht an dem Fehler, nicht genau zu unterscheiden, was in das Gebiet der Verstandes und was in das Reich der Phantasie gehört. Nur diesem mangelhaften Unterscheidungsvermögen entspringen ja die vielen haarsträubenden Irrthümer.

Jeder fühlt ja wohl, daß etwas in ihm lebt, was in der Verstandesthätigkeit allein seine Befriedigung nicht finden kann. Dafür ist das ganze große, herrliche Gebiet der Kunst da — aber doch gewiß nicht die Religion. Siehst du, Hedwig, das begreifen die meisten Menschen nicht. Wenn ihnen einmal eine Ahnung davon kommt, fehlt ihnen gar häufig die Thatkraft, den harten Kampf mit sich selbst durchzuringen und alle Vorurtheile zu Boden zu schlagen.

Meiner Elli möchte ich aber so schwere Stunden, wie ich sie durchlebte, ersparen. Sie ist sehr begabt und wird gewiß nie ihr Genügen



in unklaren religiösen Ansichten finden. Ich werde ihr alles fern zu halten suchen, was nur irgendwie einen Zwiespalt in ihr Inneres bringen könnte. Ich glaube zwar, es wird nicht leicht sein; man findet ja kaum ein Kinderbuch, worin Gott nicht erwähnt wird.

Ich muß schon jetzt ernstlich Sorge tragen, daß Syfira, die seit meiner Verheirathung bei mir ist, dem Kinde nicht ihre sonderbaren Wundergeschichten erzählt. Ich würde sie längst fortgeschickt haben — einem ungläubigen Mädchen aber könnte ich Elli nie anvertrauen. Wenn diese Leute den kirchlichen Zwang abgeworfen haben, ist auch alles Pflichtgefühl verschwunden: man kann sich nicht mehr auf sie verlassen. Ich werde Elli in keine Schule schicken, sondern ihr eine Erzieherin halten, die mit mir auf gleichem Boden steht.

So — nun hast du wieder ein ziemlich genaues Bild, wie es in mir aussieht. Du mußt dich mit der Thatjache vertraut machen, daß daran absolut nichts zu ändern ist. Darüber müssen wir uns überhaupt klar werden: wenn unsere Freundschaft nicht ganz auseinander gehen soll, muß der eine die Ansichten des andern achten.

Du fragst, wie es meiner Tante gehe? Weißt du denn nicht, daß sie vor einem Jahre gestorben ist? Wir sahen uns sehr selten. Seit dem Tode der guten Agnes hatte Tante sich so verändert, daß wir gar nicht mehr recht harmonisiren. Dazu wohnten wir auch sehr weit von einander. Sie nahm an keiner Geselligkeit mehr theil und versenkte sich ganz in das Studium philosophisch-theologischer Schriften. Es ist ewig schade um diesen klaren Verstand. Schließlich soll sie noch auf dem Sterbebette nach einem katholischen Priester verlangt haben, und man munkelt, sie habe das Abendmahl nach katholischem Ritus empfangen. Ich weiß nicht, was wahr daran ist. Ich war gerade verreist, und nachher mochte ich Dunkel nicht fragen.

Es ist Zeit zum Baden. Adieu, mein Herz! Schreibe mir bald.

In treuer Liebe

D. G.

## 63

Den 6. September.

Es drängt mich, deinen lieben Brief gleich zu beantworten. Er machte mir zur Gewißheit, was ich in deinem letzten Schreiben zwischen den



Zeilen zu lesen glaubte. Gutes Herz, du trägst dich mit der Hoffnung, daß meine Ansichten einer Veränderung unterliegen könnten — daß du mich zurückführen, ja zurückbeten könntest zu der Kirche, von der ich mich, wie du dich ausdrückst, „leichtsinzig“ getrennt? Begreifst du denn gar nicht, daß ich so handeln mußte, wie ich es that? Armes Kind! Bist du wirklich so in die Wahnvorstellungen deiner alleinseligmachenden Kirche eingesponnen, daß du jede andere Ansicht für Irrthum hältst?

Wahrlich, der Glaube deiner Kirche, daß ihr die Wahrheit allein in den Schooß gefallen sei, ist ein Hochmuthsdünkel, der seines Gleichen sucht — zum Glück vergebens. Wirklich, Hedwig, mit dem besten Willen ist es mir nicht möglich, mich deinen Vorstellungen auch nur in etwa anzupassen. Nun meinst du gar, die Angst um Elli, die mich bisweilen befällt, sei noch ein schwacher Schimmer jenes Gottesbewußtseins, das noch nie ein Mensch ganz in seiner Brust getilgt habe.

Ja, Hedwig, meine Antwort darauf klingt dir gewiß sehr profan; aber sie ist so einfach, daß ich es mir nicht versagen kann, sie zu geben. Dies Angstgefühl ist ein rein körperlicher Zustand, wie schwache Nerven deren ja so viele

erzeugen. Kommt es, so nehme ich einige Baldriantropfen, und ich kann dir versichern, sie sind wirksamer als das frommste Gebet.

Ich bitte dich, Hedwig, laß es hiermit ein für alle Mal abgethan sein, mich zu deinen Ansichten bekehren zu wollen; es ist wirklich ganz zwecklos. Meine Ueberzeugung ist unwandelbar. Daß du es nicht lassen kannst, für mich zu beten, und es thun willst bis zu deinem letzten Athemzuge, darin sehe ich einen Beweis deiner großen Liebe zu mir, der mich tief gerührt hat. Ach — daß doch diese Liebe frei wäre von diesem unseligen Fanatismus! — Doch nun genug davon.

Du fragst, wie mir die Seebäder bekommen? Ausgezeichnet. Aber mehr wohl habe ich meine rasche Erholung der köstlichen Luft zu danken. Ich habe mir einen Strandkorb gemiethet und bringe den ganzen Vormittag darin zu. Du glaubst nicht, Hedwig, wie herrlich es ist: vor mir das strahlend blaue Meer, und ein Meer von Licht und Luft um mich herum.

Elli baut dann Festungen neben mir und bringt mir mit Ausrufen des Entzückens die reizendsten Muscheln. Ich sehe mich eben nach der kleinen Maus um; sie ist mit Syföra in's Dorf



gegangen, um einige Besorgungen zu machen. Gleich wird sie kommen, dann hat's mit dem Schreiben ein Ende.

Ich bewohne im Curhaus ein Zimmer im ersten Stock mit großem Balcon, von wo ich allabendlich das herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs genieße. Später versammelt sich eine große Menschenmenge auf dem freien Platze vor dem Cursaal, um den Klängen des philharmonischen Orchesters zu lauschen, welches unter Manstädts meisterhafter Leitung hier jeden Abend spielt. Zauberhaft schweben die Harmonien durch die stille Nacht dahin, traumhaft verklingend in dem leisen Rauschen der Wellen.

Willig überlasse ich mich diesen holden Mächten, um über ihrer wandellofen Schönheit die häßliche Philosophie des Lebens, wenigstens auf Augenblicke, zu vergessen.

Nicht wahr, du befolgst hübsch meinen Rath und sparst künftighin Zeit, Tinte und Papier, wenn dir wieder ein Bekehrungsversuch im Kopfe spukt? Es ist alles umsonst.

Selbst einen andern fürchte ich heute nicht mehr. Denke dir nur! Vor einigen Tagen schrieb mir Onkel, zu dem ich nach meiner Rückkehr ziehen werde, um dem Vereinsamten den Lebens-

abend zu verschönern — daß in den nächsten Tagen Hermann aus Dänemark bei ihm ein-  
treffen sollte, und daß er ihn bestimmen werde,  
mit ihm hierher in's Seebad zu kommen. Du  
weißt doch, daß Hermann jetzt Priester und be-  
reits seit Jahren in Dänemark thätig ist? Er  
soll sich überarbeitet haben; der apostolische Vicar  
hat ihm eine Erholungsreise anbefohlen. Er will  
sie theils zu einem Besuch des Dufels, theils zu  
einem Aufenthalt in Rom verwenden. Vielleicht  
kommen die beiden schon morgen oder gar heute.  
Ich fürchte dieses Wiedersehen keineswegs — ob  
es mir lieb ist?

Da schlägt's schon elf, die höchste Zeit zum  
Baden.

Wo nur Elli . . .

Frankfurt, den 5. November.

Eben schlage ich meine Mappe auf, und das  
erste, was mir in die Augen fällt, ist vor-  
stehender Brief, den ich vor zwei Monaten an  
dich geschrieben.

O Hedwig, was liegt zwischen damals und  
jetzt! —

Von schwerer Krankheit bin ich — zwar nicht  
genesen, aber doch so weit hergestellt, daß der



Arzt mir wieder eine kleine Beschäftigung erlaubt hat. Ich leide noch an sehr qualvollen Herzkrämpfen, die mich, wenn ich wirklich ein paar erträgliche Tage habe, immer wieder ganz zurückwerfen.

Doch ich will versuchen, dir zu berichten, welch' schauerliches Unglück uns betroffen; mir ist der Kopf noch so wirr — ich weiß nicht, ob ich zusammenbringe, wie es gewesen ist.

Der unvollendete Satz des alten Briefes zeigt dir, wie plötzlich ich an jenem Morgen aus meiner Ruhe aufgeschreckt worden bin. Ich bemerkte damals einige Bewegung unter den Menschen, die sich am Strande aufhielten. Ich stand auf, sah mich um: alles schaute nach dem Curhaus. Ich konnte nichts entdecken, als eine kleine Rauchsäule, glaubte aber, sie komme aus einem der Schornsteine. Da höre ich die Rufe: Feuer! Feuer! Eine Flamme schlägt aus der hohen Glaskuppel, alles rennt in athemloser Hast. Die Brandglocke läutet, in wenigen Minuten ist eine große Menschenmenge versammelt. Vom Winde begünstigt, greift das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich. Eine unnennbare Angst überkommt mich. Sollte Sykora mit Elli nochmals in unsere Zimmer gegangen sein —? Ich laufe,

laufe, die Füße werden mir wie Blei; der Strand scheint sich zur Unendlichkeit zu dehnen. Es war tiefe Ebbe, und ich hatte ganz unten an der See gefessen. Endlich komme ich auf den Damm. Die Verwirrung ist grenzenlos; schon hat das Feuer den ganzen linken Flügel ergriffen. Die Lösch-Einrichtungen waren zu mangelhaft. Von Qualm und Hitze betäubt, stürzen die Menschen aus dem Hause. Der Eingang zu den Wohnungen der Curgäste war an der hintern Seite. Ich laufe um das Gebäude herum, die Polizei verweigert mir den Eintritt. Leute mit Brandspuren an Kleidern und Haaren stürzen jammernd aus dem Eingang. Eine Dame, die meine Angst sieht, kommt auf mich zu und sagt: „Ihr Kind sah ich vor einer Viertelstunde im Dorf, es ist gewiß noch nicht zurück.“ — „Wenn ich's nur wüßte!“ entgegne ich und eile wieder nach vorn, um zu sehen, ob Elli nicht am Fenster zu sehen ist. Ich rufe: „Elli — Syföra,“ so laut ich kann — niemand zeigt sich. Ich schöpfe Athem; da — o Hedwig, wer beschreibt mein Entsetzen — erscheint Elli am offenen Fenster, ihr Gesichtchen glühend vom Feuerchein der flammenden Kuppel. „Mama, Mama!“ ruft sie freudig, „nicht wahr, du holst mich!“



Ich flehe, ich beschwöre die Umstehenden, mein Kind zu retten — doch die Gefahr ist zu groß, keiner hält dies Wagniß für möglich. Da kommt ein Matrose; ich biete eine enorme Summe Geldes, er scheint geneigt. „Rasch, rasch!“ rufe ich. Die Gefahr wächst von Secunde zu Secunde. Da stürzt sein Weib mit seinem Kinde herbei; sie umklammern seine Kniee. Er zögert — er schüttelt den Kopf, er nimmt sein Kind auf den Arm und geht fort.

Elli lehnt sich über die Brüstung: „Mama, warum kommst du nicht? Es wird so heiß.“

Verzweiflungsvoll ringe ich die Hände —, verlassen, hoffnungslos sehe ich Elli von den Flammen umzüngelt; schon lecken sie an dem Simse des Daches. „Mein Kind,“ ächze ich und fühle meine ganze Ohnmacht — ich sinke in die Kniee und rufe mit lauter Stimme und ausgebreiteten Armen: „Allmächtiger Gott, erbarme dich!“

„Platz!“ ruft da eine markige Stimme; der Menschenknäuel theilt sich, eine hohe Gestalt schreitet hindurch. „Eine Leiter!“ donnert dieselbe Stimme. Alles staunt. Ich kniee wie angewurzelt; ich traue meinen Augen nicht — Hermann! Im Nu hat er den langen Rock abge-

worfen. „Spritzen auf mich richten!“ commandirt er, macht das Kreuzzeichen, und in der nächsten Secunde sehe ich ihn auf der Leiter schweben. Da stürzt mit fürchterlichem Krach der ganze Kuppelbau zusammen. Ein Angstschrei zittert durch die Menge. Wild lodern die Flammen einen Augenblick empor und dann verdeckt eine dichte Rauchwolke Hermann, Elli — alles.

Da, ein Windstoß, der Rauch zertheilt sich, es knistert und prasselt, funkenumsprüht sehe ich Hermann, auf der obersten Sprosse der Leiter, ich sehe, wie Elli, ihre Arme um den Hals ihres Retters schlingt — „O Gott!“ stammele ich noch und sinke ohnmächtig zusammen.

Syhora, so erzählte man mir später, war gerade in die Kaffeeküche gegangen, um eine Tasse Milch für Elli zu holen, als das Feuer ausbrach — sie wollte rasch zu Elli eilen, aber es war schon zu spät; sie wurde durch den Qualm, der die Gänge erfüllte, betäubt und bewußtlos hinausgetragen.

Man brachte mich zuerst in's Hospital, und noch am selben Abend reiste Syhora in Begleitung des Arztes mit mir nach Hause. Ich wußte von allem nichts; denn ich lag über acht Tage in den heftigsten Fieberphantasieen, und dann



kam ein Zustand der Apathie, welcher die Aerzte sehr besorgt machte. Da brachte man mir Elli — ich hörte ihr Silberstimmchen, ich lauschte — ich kam zu mir . . . Das war ein Wiedersehen!

O Hedwig, nur der, den ich so lange, so hartnäckig verleugnet habe, weiß, was in meiner Seele vorging.

Elli streichelte liebevoll mit ihren Händchen meine Wangen und fragte: „Mama, bist du jetzt wieder eine Marquise, wie zu Fastnacht?“

Ich richtete einen fragenden Blick auf Syföra. „Gnädige Frau haben vor Schrecken weißes Haar bekommen,“ sagte sie, Elli's Worte erklärend. Es wunderte mich nicht.

Du kannst dir denken, mein erstes, als meine Besinnung ganz zurückkehrte, war, mich nach Hermann zu erkundigen. Man gab mir ausweichende Antworten, man wußte nicht genau — man vermuthete — aber man klärte mich nicht auf.

Eines Tages ließ der Gedanke an Hermann mir keine Ruhe mehr: „Syföra,“ sagte ich sehr entschieden, „ich will jetzt wissen, wie es um Herrn Wieneck steht?“

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte sie: „Gut, gnädige Frau“

„Gut? Warum verschweigt man mir das so ängstlich? Eine freundige Erregung kann mir doch nicht schaden.“

Syhora schwieg und machte sich im Zimmer etwas zu thun.

„Gut?“ dachte ich und Syhora so einsilbig; eine schreckliche Ahnung überkam mich.

„Syhora!“ rief ich erregt. Sofort stand sie an meinem Bett. Ich sah sie forschend an. „Du bist so fromm, Syhora — was nennst du gut?“

Sie schwieg — große Thränen traten ihr in die Augen.

„Ich verstehe,“ rief ich. „O Hermann!“

Nun ahnte ich alles. Der Onkel erzählte mir denn auch ausführlich, wie er mit Hermann an dem Unglückstage gerade zur entscheidenden Stunde eingetroffen; wie Hermann sich eine Brandwunde am Kopfe zugezogen, unsäglich gelitten habe und schließlich in des Onkels Armen in Folge eingetretener Blutvergiftung gestorben sei.

Ach, Hedwig, dieses herrliche Leben — ich kann es fast nicht denken! . . .



Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben — ich bin noch so schwach, alles strengt mich an.

Wie vollkommen hast du doch recht, daß der Gottesglaube tief in unserm Wesen wurzelt! Und ich Thörin wollte dagegen kämpfen, wollte ihn vertilgen! — Jetzt erkenne ich, daß der Allbarmherzige deine Gebete für mich erhört hat. O bete auch fortan für mich, damit ich wieder ganz zu ihm zurückkehre. Wie weit hatte ich mich von ihm entfernt — und furchtbar stehen jetzt meine Sünden zwischen ihm und mir. Jetzt verstehe ich den Sinn der Worte, die Agnes einst zu mir sprach: „Schwer ist nur die Sünde.“

D. E.

## 64

Den 24. November.

Habe innigen Dank für deine lieben Zeilen. Ach, Hedwig, ich fühle mich so verlassen, so rathlos. Du meinst, das Bewußtsein, Gott wiedergefunden zu haben, müsse mich mit Jubel erfüllen. Ach, wie sehr irrst du dich! Der Glaube an Gott, der an jenem Morgen in mir aufflamnte und auch noch in mir glühte, als ich

dir schrieb, verblaßt mit jedem Tag mehr und mehr. Was soll ich thun? Ich weiß mir gar nicht zu helfen. Letzte Nacht träumte mir, ich stände an einem Abgrund, ich glitt von dem Rande, ich fühlte, wie ich hinabsank — immer tiefer — ach, es war entsetzlich!

Rathe du mir, hilf mir; ich habe keinen Menschen hier, an den ich mich wenden könnte. Onkel lebt still für sich — seinem Schmerz um Agnes, die Tante und Hermann. Er würde mich auch kaum verstehen. „Bete,“ wirst du sagen. Hedwig, ich kann es nicht. Wie eine Eiszinde liegt's um mein Herz; du kannst es nicht verstehen, wie gottfern man sich fühlt, wenn man gelebt hat wie ich. Es ist furchtbar, das auszusprechen: aber manchmal denke ich, mir sei nicht mehr zu helfen. —

## 65

Den 1. December.

Du meinst es gewiß gut mit mir, aber dein Rath kann mir nichts fruchten. Du weißt nicht, wie es in mir aussieht, sonst könntest du mir unmöglich sagen, ich solle das Sacrament der Buße empfangen. Ich würde damit nur eine



neue Sünde begehen. Erst müßte ich wieder glauben können, was das Christenthum lehrt, dann müßte ich ein pflichterfülltes Leben führen, und dann erst dürfte ich vielleicht daran denken, deinen Rath zu befolgen.

Könnte ich nur studiren. Aber ich kann gar nichts aushalten, alles ermüdet mich.

Ich kann nicht mehr.

## 66

Den 5. December.

Ich bitte dich, bestürme mich nicht so; du regst mich nur noch mehr auf. Was kann ich denn thun? Du sagst, ich solle mit der Gnade nicht spielen. Wie meinst du das? Ich kann doch nichts dafür, wenn Gott mir keinen Glauben gibt. Ich begreife nicht, wie du immer darauf zurückkommen kannst, ich solle eine Beichte ablegen, um wieder glauben und beten zu können. Du drehst die Sache gerade herum, fängst von hinten, statt von vorn an. Glaube mir, wenn ich deinen Rath befolgte, könnte ich nie zum Frieden gelangen.

Ob ich es je können werde? Ich weiß es nicht. Ich bin so hilflos — verlassen. Sei

nicht hart; sonst warst du doch immer so mild. Ich bin elend, elend, Hedwig, geistig und körperlich; mir ist, als müßte ich mich ermannen, und ich kann doch nicht. Das Dasein liegt auf mir schwer wie Traumesbann.

## 67

Den 17. December.

Ich konnte dir nicht eher antworten, da ich einen Rückfall hatte, und der Arzt die größte Ruhe verlangte. Ruhe? Hedwig, ich weiß nicht mehr, was Ruhe ist, es sei denn, daß die Schwäche überhand nimmt und ich ganz apathisch werde. Seit zwei Tagen fühle ich mich etwas kräftiger. Aber gleich fängt auch der Kampf und die Qual wieder an. Ich kann nicht mehr ganz ungläubig sein, und kann auch nicht glauben. Alle Zweifel, die ich je in meinem Herzen gehegt, kriechen um mich herum und grinsen mich an, wenn der Gedanke an einen Gott in mir keimt. Will ich ihn aber unterdrücken, dann — dann: ach, Hedwig, nur keinen allgegenwärtigen Gott! Nur einen Winkel, wo er nicht ist — mir wäre geholfen.



Den 20. December.

Mein Zustand wird schlimmer von Tag zu Tag, ja eigentlich von Stunde zu Stunde. O, dieser Gottgedanke — an ihm gehe ich zu Grunde! Vorhin war der Arzt da; seine Kunst scheint zu Ende. Er fühlte mir den Puls, betrachtete mich scharf und sagte: „Ich kann es Ihnen nicht verhehlen: das Herzübel hat in den letzten Wochen bedenkliche Fortschritte gemacht. Halten Sie mich nicht für indiscret, gnädige Frau; aber mir will fast scheinen, als seien noch andere Ursachen als die rein körperlichen hier mit betheiligt, Ursachen, die sich meiner Beobachtung entziehen.“

„Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete ich ausweichend.

Er that, als habe er meine Antwort nicht gehört und fuhr fort: „Ruhe, gnädige Frau, große innerliche Ruhe — sonst . . .“ Er zuckte die Achseln und schwieg.

Ungeduldig sprang ich auf und ging durch das Zimmer; dann wandte ich mich ihm zu und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor. Sie sind ehrlich, und das ist etwas.“

Er zögerte einen Augenblick. Ich glaubte, er wolle etwas erwidern; aber er that es nicht, griff nach seinem Hut und wünschte mir guten Morgen.

Eben wollte er die Thüre hinter sich schließen, da rief ich, ohne selbst zu wissen, was ich that: „Herr Doctor!“

Er wandte sich um und sagte: „Sie wünschen?“

„Nichts, nichts!“ rief ich hastig.

„Nichts?“ fragte er, und sah mich zweifelnd an.

„Ich wollte nur fragen, ob . . .“ Weiter konnte ich nicht, ich brach in Thränen aus.

Er setzte sich nieder und wartete eine Weile; dann sagte er: „Was wollten Sie fragen, gnädige Frau?“

„Ach, Herr Doctor,“ rief ich, „mein Gemüth ist krank, kränker, als wohl ein Mensch es ahnt.“

„Und weshalb thun Sie nichts, damit es gesundet?“

„Thun! thun! Sagen Sie doch so etwas nicht. O, sagen Sie, daß ich nichts thun kann, daß ich nicht verantwortlich . . .“

„Was!“ fiel er mir in die Rede, „daß Sie nicht verantwortlich seien für Ihr Thun und Lassen? Wollten Sie das sagen?“

Ich nickte.



Er sah mich streng an und sagte: „Wissen Sie, was man mit den Menschen macht, die man nicht mehr verantwortlich für ihr Handeln erklärt?“

Eine lange, fürchterliche Pause — endlich sagte ich, vor mich hinstarrend: „Ich glaube, ich bin reif dafür.“

„Das sind Sie nicht, Gott sei Dank nicht, gnädige Frau. Aber es ist die höchste Zeit, daß Sie energisch gegen diese trüben Phantasieen kämpfen und die Mittel anwenden, die Ihnen zu Gebote stehen.“

„Mittel? Als ob es dagegen . . . Sie wissen ja selbst keines.“

„Ich weiß sogar zwei für eins.“

„Run?“

„Das eine wird von meinen Kollegen häufig empfohlen, aber es ist kein radicales; es heißt: Unterhaltung, Zerstreuung, Vergnügen.“

„Schweigen Sie mir davon,“ rief ich unwillig. „Das andere?“

„Run, mit dem muß man sehr vorsichtig sein; ich habe es in meiner langjährigen Praxis nur wenigen angerathen. Nicht jeder mag es hören.“

„Ich kann alles hören,“ entgegnete ich hastig.

„Sie sind geborene Katholikin, wenn ich nicht irre?“

„Was soll diese Frage?“

„Nur Katholiken können mein Mittel gebrauchen. Ich bin zwar Protestant, aber ich habe geradezu erstaunliche Wirkungen von diesem Mittel gesehen.“

„Was meinen Sie?“

„Gestatten Sie mir, Ihnen einen Satz zu citiren, den ich vor einiger Zeit in einem Aufsatze fand. Er war von einem protestantischen Geistlichen geschrieben. Sie werden daraus entnehmen, was ich meine.“

„Und der lautete?“

„Die Zeit hat die Narrenhäuser an Stelle der Beichtstühle gesetzt.“

Ich konnte nichts erwidern; das Blut schoß mir zu Kopf, meine Augen hafteten am Boden.

„Es klingt hart, gnädige Frau.“

„Es ist lächerlich übertrieben!“ entgegnete ich gereizt. „Mich wundert nur, daß Sie . . .“

„Daß ich ein Körnchen Wahrheit darin finde? Ja, gnädige Frau, vielleicht liegt noch mehr Wahrheit darin, als ich erkennen kann. Greifen Sie zu diesem Mittel; ich glaube, es ist schon vielen zum Troste geworden.“



Nun sitze ich da allein und grübele und grübele. Warum konnte er nicht schweigen? Wenn er gar Recht hätte? — Nein, nein! Und wenn auch: ich will nicht. Ich werde doch wohl noch nicht wollen können.

Deine gequälte Elisabeth.

## 69

Den 28. December.

Was soll ich, was kann ich dir sagen? Es gibt Dinge, für welche die Sprache keine Worte hat. Hedwig, welch ein Glück! Wenn es möglich wäre, daß eine Seele aus der Hölle in den Himmel kommen könnte, so — so müßte es ihr zu Muthe sein, wie mir jetzt. Elli sagte heute zu mir: „Mama, du weinst so viel und siehst doch so vergnügt aus.“ Ich dachte nie, daß ein Menschenherz so viel Seligkeit . . .

Doch ich will dich nicht quälen: ich sehe deine Ungeduld, sehe die Frage auf deinen Lippen schweben, nicht, was ist, sondern wie ist es gesehen? Ich weiß es selbst kaum zu sagen.

Nach dem Besuche des Arztes — Hedwig, ich habe in meinem Leben fürchterliche Stunden

gehabt, ich weiß, was innere Kämpfe sind — was ich aber da durchzumachen hatte, ist nicht zu sagen. Nur schwache Andeutungen kann ich dir geben. Seine Worte hatten mich mitten in's Herz getroffen. Ich fühlte ihre Wahrheit, und doch wollte ich sie nicht gelten lassen. Ich argumentirte dagegen mit allen atheistischen und materialistischen Gründen; ich suchte mir klar zu machen, daß mein krankhafter Zustand doch allein in dem körperlichen Leiden seine Ursache habe. Dann suchte ich mich zu zerstreuen, machte eine Spazierfahrt und besuchte einige befreundete Familien. Ich sprach sehr viel; aber ich weiß gar nicht, was ich gesprochen habe. Ich kam zurück, die Einsamkeit war mir unerträglich. Ich griff nach einem Roman, es ging nicht. Da wurde mir Elli gebracht, um mir gute Nacht zu sagen.

Syhora wartete an der Thüre.

„Du kannst gehen,“ sagte ich; „Elli soll noch bei mir bleiben, bis ich klinge.“

Syhora ging. Ich versuchte es, mit Elli zu spielen; ich wollte ihr ein Gartenhaus bauen, zitterte aber so, daß ich es lassen mußte. Dann erzählte ich ihr ein Märchen; doch mein Geist war nicht dabei, und Elli machte mich einige Male durch ihre Fragen auf einen Fehler auf-



merksam. Meine quälenden Gedanken nahmen endlich so überhand, daß ich, Elli ganz vergessend, plötzlich aufsprang und rief: „Ich will nicht!“

Ganz verblüfft sah Elli mich an und fragte: „Was willst du nicht, Mama?“

„Nichts, nichts, mein Liebling,“ sagte ich und zog an der Klingel, damit Syfara das Kind fortführe. „Nicht einmal mehr mein Kind kann ich ertragen,“ stöhnte ich, als ich allein war, rastlos in dem Zimmer auf und ab schreitend. Endlich sank ich in einen Sessel am Kamin und starrte in die Glut.

„Wahnsinn oder Bekenntniß,“ der Inhalt des Gespräches mit dem Doctor ging mir wieder in einer der unzähligen Variationen, die mich den Tag über gequält hatten, durch den Kopf.

„Unsinn!“ rief ich, „Bekenntniß ist Wahnsinn! Gott — ein Begriff, gebildet aus allem Guten der ganzen Menschheit. Und doch — bin ich nicht an jenem Morgen vor diesem Begriff in die Kniee gesunken? — O, wer doch alles wüßte, oder nichts! Aber diese Beschränkung, und in der Beschränkung Unterwerfung — niemals!“

Mein Kopf brannte wie im Fieber. Ich ging in mein Schlafzimmer, ihn mit kaltem Wasser zu kühlen. Die Thüre zu Elli's Zimmer war

nur angelehnt. Ich sah durch die Spalten. Elli kniete in ihrem Bettchen, Sykora daneben auf dem Boden. Ich hörte Elli beten:

„Hab' ich Unrecht heut' gethan,  
Sieh es, lieber Gott, nicht an;  
Deine Huld und Jesu Blut  
Machen allen Schaden gut.“

Ich flog in mein Wohnzimmer zurück, als wäre die ganze Hölle hinter mir . . .

Aber mächtiger als alles ist die Gnade. Ich weiß nicht, wie es kam; ich weiß nur, daß ich thränenüberströmt auf die Kniee sank und flehte: „Gott, mein Gott, vergib!“

Am andern Morgen ließ ich mir ein Gebetbuch von Sykora, um darin einiges über die Beichte nachzulesen. Dann dachte ich über mein vergangenes Leben nach. Es war ein grauenvoller Rückblick. Aber mein Entschluß stand fest.

Am nächstfolgenden Samstag — es war der letzte vor dem Weihnachtsfest — ging ich gegen Abend zur Kirche. Meine Kniee zitterten, als ich das Heiligthum betrat — nach so vielen Jahren zum ersten Mal. Es dunkelte schon.

Vor den Beichtstühlen hatten sich die Gläubigen versammelt; sonst knieten nur vereinzelte Beter in der Kirche. Es war so still, so fried-



voll. Dann und wann ein Seufzer aus tiefer Menschenbrust; doch Seufzer selbst bedeuten hier Veröhnung. Ein Flüstern selbstbekannter Schuld — ein Trosteswort des Priesters und dann unter dem Zeichen des Gekreuzigten die Tilgung jeder Sünde.

Eine Weile hatte ich der Waltung des Richteramtes zugeesehen. Auch ich war gekommen, mich mit Gott zu veröhnen, — aber noch einmal bäumte sich mein ganzer Stolz auf. Wie sollte ich vor einem Menschen aussprechen, was ich mich vor mir selbst scheute, in Worte zu fassen? Doch da erinnerte ich mich, daß ich gelehrt worden war, an dieser Stätte in dem Priester den Stellvertreter Gottes zu verehren. Der Gedanke gab mir Muth und verscheuchte jede menschliche Rücksicht. Vor meiner Seele stand das Bild des Gekreuzigten, und zu seinen Füßen stammelte ich das Bekenntniß all' meiner Treulosigkeit voll der bittersten Reue.

Ernst waren die Worte, die dann zu mir gesprochen wurden — ernst, doch athmeten sie Liebe und Vergebung. Wie Gnadenstrahlen fielen sie auf meine Seele.

Was aber könnte ich dir sagen, Hedwig, von den Augenblicken, die nun folgten, als ich den

Beichtstuhl verlassen hatte? Zum ersten Male seit langer Zeit beugten sich meine Kniee vor dem Allerheiligsten. Ob ich gebetet und was, ich weiß es nicht. Welche Feder vermöchte es, solche Augenblicke zu beschreiben. Du würdest meine Empfindungen nicht einmal begreifen, denn du warst immer zu gut dafür.

Dem Arzt erzählte ich freudig, wie sein Mittel mir geholfen. Er wurde sehr nachdenklich und ließ die Kordel seines Aneisers immer wieder durch die Finger gleiten, ohne ein Wort zu erwidern. Endlich sagte er: „Es ist eine Macht, von der ich mir absolut keine Vorstellung machen kann.“

„Wie so?“ fragte ich erstaunt; „Sie riethen mir doch, diesen Weg zu betreten.“

„Ich wende auch die Elektrizität an, ohne zu wissen, was sie ist; ich weiß aber, wie sie wirkt,“ entgegnete er.

Für heute gute Nacht, liebe Hedwig. Bete für mich.

D. G.





## 70

Den 6. Januar.

Wie wohl hat mir dein lieber Brief gethan  
Jetzt verstehe ich erst, wie viel Kummer du um  
mich gehabt. Gestern hatte ich eine ernste Un-  
terredung mit dem Arzt. Ich fragte ihn auf  
das Gewissen, ob mein Zustand heilbar sei. Er  
sagte mir, es sei ein organisches Herzübel, und  
solche seien ja nie ganz zu heilen, aber durch  
große Vorsicht könne es sich noch lange hinziehen.  
Im günstigsten Falle ist es aber doch die Frage  
weniger Jahre.

Liebste Hedwig, du wirst begreifen, daß ich  
bei dieser Aussicht mit großer Sorge an Elli  
denke. Was soll aus dem armen, verlassenem  
Kinde werden? Ich weiß es in der That nicht,  
Hedwig, es sei denn, daß du dich entschließen  
könntest, deine Stelle aufzugeben, um Mutterstelle  
an meinem Kinde zu vertreten.

Es ist eine große Bitte, deren Erfüllung dir  
gewiß nicht leicht wird; denn ich weiß ja, wie  
gern du in dem Kloster lebst. Aber, Hedwig,  
wem könnte ich mein Kleinod anvertrauen, außer

dir? Ueberlege dir meinen Vorschlag, und wenn du dich zu diesem Schritt entschließen kannst, dann bitte, zögere nicht lange mit der Ausführung.

Bete für mich. Von Herzen

D. G.

## 71

Den 23. Januar.

Noch habe ich dir nicht danken können — ich durfte nicht schreiben — für deine mir so sehr tröstliche Zusage, Elli's Erziehung übernehmen zu wollen, und schon komme ich mit einer neuen Bitte. Hedwig, könntest du es möglich machen, gleich zu kommen?

Mein Zustand hat sich sehr verschlimmert; jeden Augenblick kann ein Herzschlag meinem Leben ein Ende machen. Bespreche die Frage mit der Oberin; vielleicht kann eine andere Lehrerin für den Augenblick deine Stunden mit übernehmen.

Ich bin ruhig und in Gott gefaßt.

Von Herzen

D. G.



## 72

Möge Gott dir lohnen, was du an mir und meinem Kinde thust! Also übermorgen schon darf ich dich erwarten? Elli wird mit Sykora an der Bahn sein, um dich in Empfang zu nehmen. Ich kann leider das Zimmer nicht mehr verlassen.

Deine dir ewig dankbare

Elisabeth.



Von Hedwigs Hand geschrieben lag noch ein letztes Blatt bei mit dem kurzen Inhalt: Meine theuere Elisabeth starb in meinen Armen unter dem Beistande des Priesters am 30. Januar, Morgens 9 Uhr, nachdem sie eine Stunde vorher ihren Heiland und die h. Delung bei voller Besinnung und mit den Zeichen größter Andacht und Reue empfangen hatte.

Ihre letzten Worte waren: Agnes — Elli!

Zwei Tage nachher rührte ein Schlag ihren Dunkel. Er hatte seit langem ein eigenthümliches

Heimweh nach Agnes — und dieses Heimweh hatte ihn fromm und ernst gemacht, wie er ja immer gütig und nachsichtig gewesen war.

Er behauptete, Elli gleiche seiner Agnes; darum wollte er das Kind auch immer um sich haben in seinem langen Siechthum. Ein zweiter Schlaganfall machte nach einem halben Jahre, am 10. Juni, seinem Leben ein Ende. Syföra drückte ihm die Augen zu.

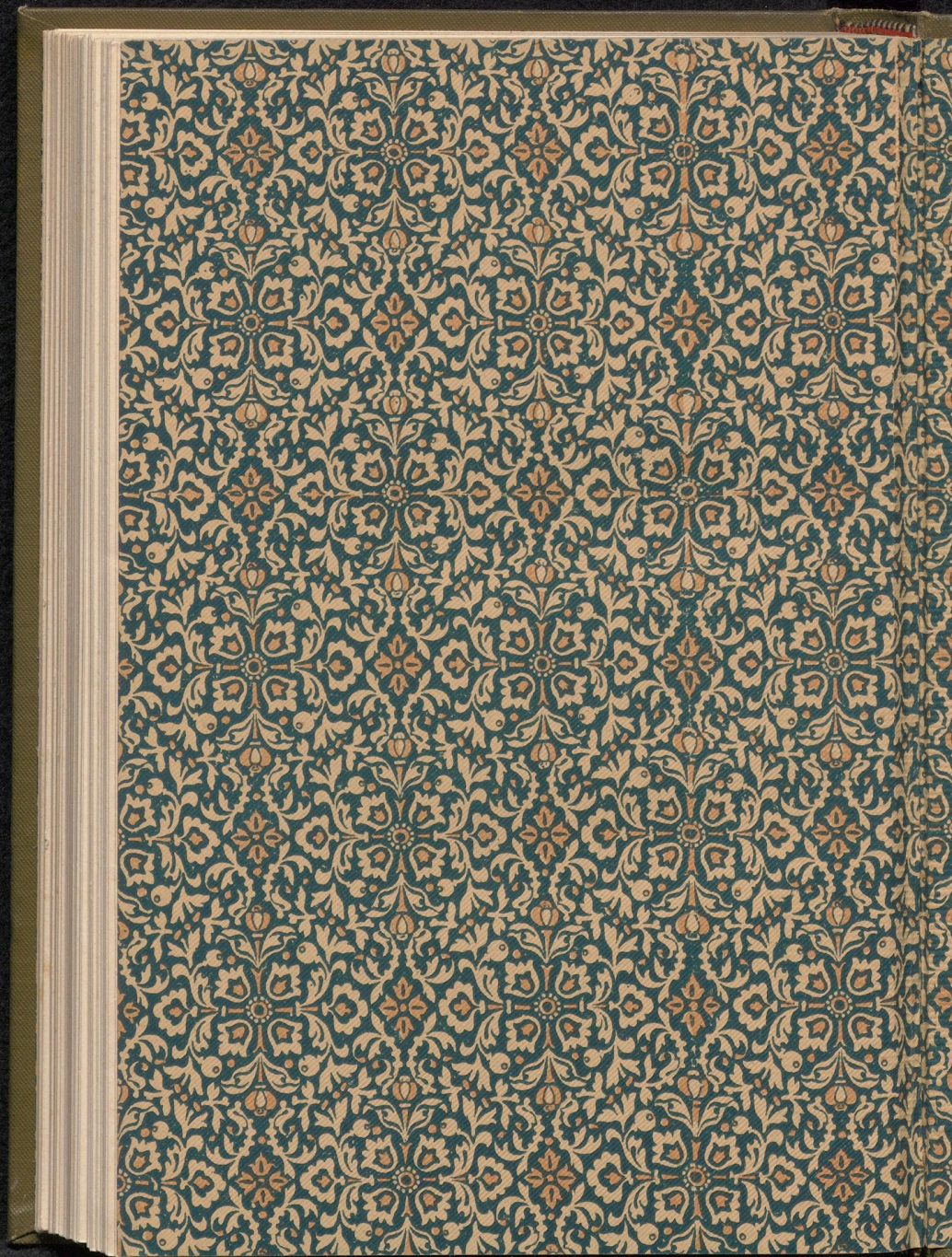
Sie mögen ruhen im Frieden!





BUCHBINDEREI  
J. P. RACHEL, KÖLN.







Heimweh nach Agnes — und dieses Heimweh hatte ihn fromm und ernst gemacht, wie er ja immer gütig und nachsichtig gewesen war.

Er behauptete, Elli gleiche seiner Agnes; darum wollte er das Kind auch immer um sich haben in seinem langen Siechthum. Ein zweiter Schlaganfall machte nach einem halben Jahre, am 10. Juni, seinem Leben ein Ende. Syfara drückte ihm die Augen zu.

Sie mögen ruhen im Frieden!

